

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1912
bd.11

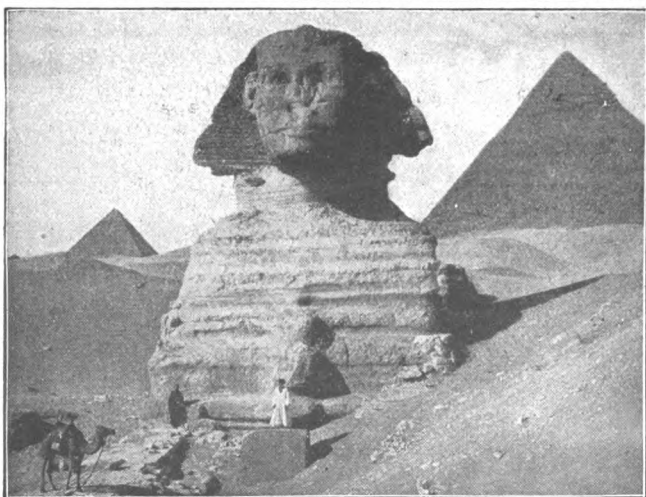
BIBLIOTHEK DER ERHALTUNG UND DES WISSENS



Bücher-Sammlung

von





Der große Sphinx von Gizeh.

Phot. Wankel.

Sie eben beginnt zu erscheinen:

Die Wunder der Welt.

Großartige Naturschöpfungen und staunenswerte
Menschenwerke aller Zeiten in Wort und Bild.

Meist nach eigener Anschauung geschildert von

Ernst von Hesse-Wartegg.

952 Seiten Text mit über 1000 Abbildungen und 30 mehr-
farbigen Kunstbeilagen.

Vollständig in 34 Lieferungen zu je 60 Pfennig.

Was in allen Zeiten die Naturkräfte an Wertwürdigem hervorbrachten in plötzlicher, gigantischer Umwälzung oder in unablässiger Arbeit von Jahrtausenden, was Menschengestalt Großartiges erfand und unter Menschenhänden erstehen ließ, der staunenden Nachwelt zur Bewunderung, was fremde Kultur und Sitte an Besonderlichkeiten schuf — das alles ist in dem Werke „Die Wunder der Welt“ zu einem umfassenden Ganzen zusammengetragen: ein fesselndes Anschauungs- und Bildungsmaterial für alt und jung, für Haus und Schule, für Gelehrte und Laien, ein Welterbe der Weltwunder für jedermann.

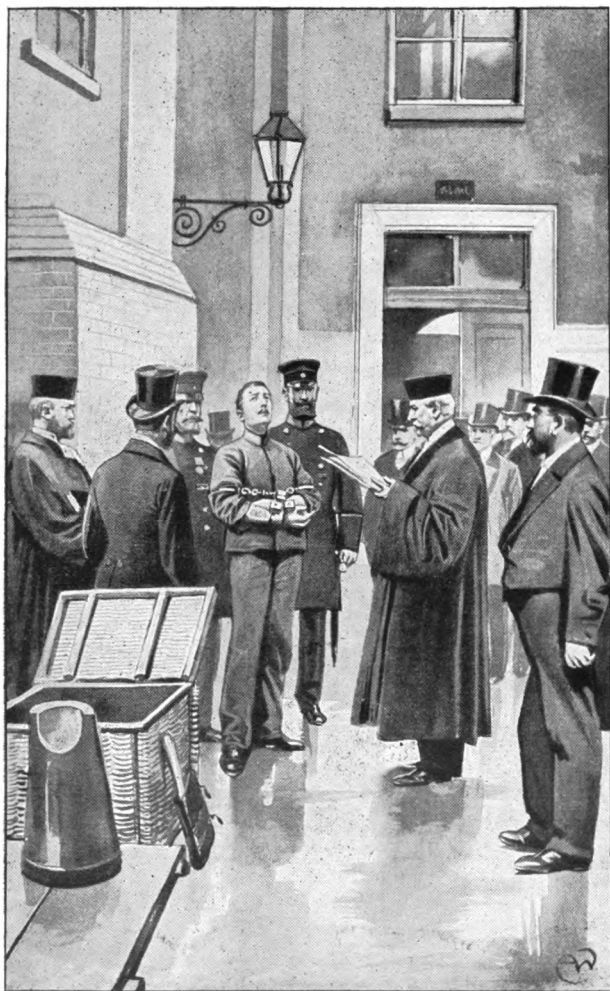
Abonnements und Probelieferungen in allen Buchhandlungen.

Twin Cities Campus



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Erzählung „Das Gewissen“ von W. Kabel. (S.13)
Originalzeichnung von A. Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

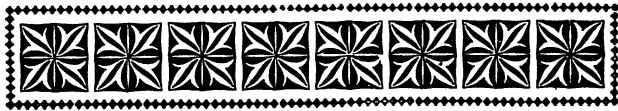


Jahrgang 1912 ♦ Elfter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ♦ Berlin ♦ Leipzig

**Druck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart**



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Das Gewissen.	
Erzählung nach Tatsachen. Von W. Kabel. Mit Bildern von A. Wald	5
Das unsichtbare Joch.	
Roman von Reinhold Ortman (Fortsetzung)	17
Die Rispiraten.	
Von W. Fischer. Mit 14 Bildern	61
Die einzige Tochter.	
Novelle von Emma Haushofer-Mert	81
Orchideen als Zimmerschmuck.	
Von Th. Seelmann. Mit 7 Bildern	122
Unser Wald.	
Erzählung von Adelheid Weber	152
Figaro in aller Welt.	
Von Loth. Brentendorff. Mit 10 Bildern	165
Liebeszwang und Liebeszauber.	
Von E. v. Bous. Mit 8 Bildern	179
Mannigfaltiges:	
Der Fall Wentley	199
Fürsten als Ehegifter	203
Moderne Verschönerungstortur	206
Mit 2 Bildern.	
Die dummen gothaischen Hasen	208
Ein idealer Zucht Hausdirektor	209

	Seite
Ein Jenseits auf Erden	211
Amterschacher	216
Eine recht kuriose Quittung	217
Wisente in Oberschlesien	217
Mit Bild.	
Verschollene Vermögen	219
Die Photographie in der Kriminalistik	220
Auf wie viele Arten man die verschiedenen Geld- stücke wechseln kann	222
Rühne Haisfischjagd	223
Mit Bild.	
Ein Brief aus dem Lande der Toten	225
Abeschüler im Mittelalter	230
Verjüngung im Greisenalter	231
Aus Versehen	233
Das Halsband der Maria Stuart	234
Voigtländers Apintamera	234
Mit Bild.	
Ein Experiment mit Murmeltieren	236
Mohammedanische Legende	237
Ein Mondkrater in Nordamerika	237
Der türkische Halbmond eigentlich ein Hufeisen	239
Gute und schlechte Werte	240
Gelogen und doch wahr	240





Das Gewissen.

Erzählung nach Tatsachen. Von W. Kabel.

Mit Bildern
von A. Wald.

†

(Nachdruck verboten.)

Fahles Dämmerlicht des heraufziehenden Tages kriecht durch das enge, vergitterte Fenster immer weiter hinein in den graugetünchten, engen Raum. Ein paar Frühaufsteher unter dem Spakenvork zwitschern draußen bereits dem jungen Morgen lebensfroh entgegen.

Dieses durchdringende Eschiptschip ihrer kleinen Rehlen weckt den Mann aus halber Betäubung auf, der bisher, an Händen und Füßen gefesselt, dumpf vor sich hinbrütend auf seiner Lagerstatt gefessen hat. Ein Schreck, der ihm den Herzschlag stocken macht, befällt ihn. Ist der neue Tag wirklich schon da, dieser Tag, der sein letzter werden soll?

Düster starrt er vor sich hin. Er wagt nicht aufzuschauen, wagt nicht hinzublicken nach dem kleinen Zellenfenster. Heute fürchtet er das Tageslicht. Es bringt ihm ja den Tod, das Ende!

Wie ein Schwindel überkommt's den Verurteilten. Die Angst, diese wahnsinnige Angst vor dem letzten Augenblick, aufsteigend im Halse wie ein fester, würgender Knäuel, droht ihn zu ersticken.

Jäh erhebt er sich. Seine Augen fliegen nach rechts, während die Hoffnung ihm noch schnell zuflüstert:

Vielleicht ist's noch Nacht draußen, vielleicht ist's dir vergönnt, noch einige Stunden zu leben. Da sieht er den grauen Lichtschein. Die Augen weiten sich unnatürlich. Er taumelt und sinkt kraftlos auf das eiserne Bett zurück.

Plötzlich stürzen ihm heiße Tränen aus den Augen. Er weint, weint wie ein Kind, fassungslos, ohne Gedanken, weint, weil die rinnende Tränenflut ihm Erleichterung bringt.

Schlüssel rasseln, Riegel werden zurückgeschoben, und lautlos dreht sich die Zellentür in ihren Angeln. Ein graubärtiger, starkknochiger Gefängniswärter erscheint, eine Laterne in der Hand.

Fritz Gumpert fährt auf, weicht bis an die entgegengesetzte Wand zurück wie ein Trunkener mit unsicheren Füßen.

„Laßt mich leben!“ schreit er in schrillen Lauten. „Ich bin unschuldig, ich hab's nicht getan!“

Der alte Aufseher stellt die Laterne auf das kleine Tischchen. So sagen sie alle — alle. Er kennt das. Denn dieser da ist ja nicht der erste, den er auf dem letzten Gange begleitet. Die Kollegen fürchten diesen Auftrag. Er nicht. Er hat ein Mittel, den Todgeweihten diesen Gang leichter zu machen. Niemand hat er's bisher verraten, dieses Mittel. Man könnte ihm solche Reden sonst verbieten. Und das darf nicht sein. Er sieht's als seine besondere Aufgabe hier auf Erden an, die Todesangst derer etwas, wenigstens etwas zu lindern, die dem Beile des Henkers unrettbar verfallen sind.

Jetzt nickt er dem Delinquenten verstohlen zu. In seinem gutmütigen, faltigen Gesicht liegt ein besonderer Ausdruck, etwas Geheimnisvolles, Hoffnungs-erweckendes.

„Immer vernünftig, Gumpert, nur immer vernünftig!“ meint er aufmunternd. „Eigentlich sollte ich's ja nicht sagen, aber —“

Er tritt noch näher zu dem Verurteilten heran.



Seine Stimme sinkt zum vorsichtigsten Flüstern herab.

„Sie werden nämlich auf dem Schafott begnadigt, Gumpert, ein Ausnahmefall, weil die Akten den Landesherrn von Ihrer Schuld nicht ganz fest überzeugen konnten. Also Kopf hoch, Mann! Und nichts verraten!“

Der andere starrt ihn wie eine überirdische Erscheinung an. Erst langsam begreift er. Und dann packt er den Arm des Alten mit beiden gefesselten Händen, mit zitternden, vor Aufregung kraftlosen Fingern. Heiser wie die eines halb Erwürgten klingt seine Stimme. „Ist — ist das die Wahrheit?“

„Na, so was kann man doch nicht aus der Luft greifen!“ meinte der Wärter mit einem gütigen Lächeln. Und dabei denkt er: Wie oft hast du nicht schon daselbe gelogen, wie oft log nicht schon dein Gesicht in derselben Weise! — Aber er wußte auch: da droben im Himmel würde der liebe Gott ihm diese Lüge nicht anrechnen. Sicherlich nicht.

Gumperts Augen wühlen indessen noch immer forschend in dem Gesicht des vor ihm Stehenden. Dann plötzlich eine Frage, hastig, vom Augenblick eingegeben.

„Schwören Sie mir beim ewigen Gott, bei Ihrer Seele Seligkeit, daß es die Wahrheit ist! — Schnell, schwören Sie, foltern Sie mich nicht!“

Seine Finger haben jetzt frische Kraft, geschöpft aus dem Born der Hoffnung. Sie trallen sich immer fester um den Arm des Alten.

„Schwören Sie!“

Ein Schrei aus gequältem Menschenherzen ist's, der den Wärter zusammenschauern läßt.

Er zögert. Einen solchen Schwur hat noch keiner verlangt. Alle haben sie ihm geglaubt, sind mit der festen Erwartung hinaus auf den öden Gefängnishof vor den harrenden Scharfrichter getreten, daß man nur zur Strafe mit ihnen diese furchtbare Komödie spiele, daß das rettende Halt im letzten Augenblick gesprochen werden würde. In solcher Lage glaubt ja jeder, da klammert sich auch der Schuldigste an den leisesten Hoffnungs[s]chimmer.

Und nun dieser hier — der verlangt mehr, der verlangt einen Schwur beim ewigen Gott, bei der Seele Seligkeit! — Nein, den kann der alte Andreas nicht leisten, das — das würde der Herrgott droben nie verzeihen.

Ein gellendes Lachen stört den Wärter aus diesen jagenden Gedanken auf.

„Sie Elender!“ preßt Gumpert aus schwer atmen-der Brust in sich überstürzenden Worten hervor. „Sie treiben Ihren Spott noch mit mir, machen sich über mich lustig! Wissen Sie denn, was es heißt, in einem Augenblick Hoffnungen wecken und wieder zerstören, wissen Sie, was Sie mir angetan haben? Ich hatte mit dem Leben abgeschlossen, mich darein gefunden, zu sterben, noch heute, in wenigen Minuten zu sterben! Und da kommen Sie mit Ihren scheinheiligen Reden, mit Ihren Lügen, die ich wie einen neuen Lebensodem in mich aufnahm, die mir Zauberbilder einer lichten Zukunft vorgaukelten! Und alles das nur eine schändliche Vision, von Ihnen hervorgerufen! Die Wahrheit ist der Tod — der Tod!“

Des Verurteilten Stimme ist immer leiser geworden, ihr Tonfall hat gewechselt. Und das letzte kommt nur noch heraus wie ein Hauch, grausig, entsetzlich in dieser gelallten Monotonie.

Der Wärter wagt nichts zu erwidern. Lautlos beginnt er seines Amtes zu walten. Er hat es nicht schwer mit dem Delinquenten. Frik Gumperts Kräfte sind völlig erschöpft. Willenlos läßt er alles mit sich geschehen. Und auch auf die Frage, ob er nicht doch noch dem bisher stets zurückgewiesenen Geistlichen Gehör schenken wolle, schüttelt er nur langsam den Kopf.

Dann führen sie ihn hinaus durch die hallenden Gänge.

Er sieht nichts, hört nichts. Automatisch bewegt er sich vorwärts, wohin man ihn leitet. Vor seinem geistigen Auge ziehen jetzt noch einmal jene Ereignisse vorüber, aus denen man die Beweise für seine Schuld aufgebaut hat.

Leichsinnig war er gewesen, einer, der des Lebens Freuden auskosten wollte bis auf den Grund. Und dazu hatte er gespielt, hatte durch leichten Gewinn die Mittel zum Genießen erwerben wollen. Bald kam die erste Bücherfälschung, die erste Unterschlagung. Weitere folgten. Ihm, dem Prokuristen des aufstrebenden Bankhauses, war das Betrügen ja so leicht gemacht. Ein halbes Jahr hindurch hatte er alles vertuschen können, bis er dann urplötzlich dicht, ganz dicht vor dem Abgrund stand. Rein Zweifel — schon am nächsten Tage mußten seine Verfehlungen entdeckt werden. Ein Depot war gekündigt worden, das er nie gebucht hatte. Da gedachte er zu entfliehen. Aber nicht mittellos wollte er in die Welt hinaus. Abends, kurz vor Kassenschluß, nahm er aus dem offenen Tresor mit blißschnellem Griff ein Paket Banknoten, schob dafür ein äußerlich ganz ähnliches an die Stelle, das nur wertloses Papier enthielt. Der anwesende Kassierer hatte nichts bemerkt. Wer beargwöhnte auch Fritz Gumpert! — Mit dem Abendzuge suchte er das Weite, die gestohlenen fünfzigtausend Mark in der Tasche. Er hatte sich nach Möglichkeit unkenntlich gemacht, den Bart abnehmen lassen und eine dunkle Perücke über sein blondes, kurzgeschorenes Haar gestreift. Trotzdem fing man ihn in Hamburg, als er gerade den Dampfer besteigen wollte, brachte ihn zurück und stellte ihn unter Anklage wegen — Raubmordes.

Wegen Raubmordes! Denn wenige Stunden vor seiner Flucht hatte der Direktor der Bank nochmals

den Rassenraum betreten und dort den Kassierer mit einer furchtbaren Schädelwunde tot vor dem ausgeraubten Panzerschrank aufgefunden. So war er, Friß Gumpert, bei dem man die fünfzigtausend Mark bei seiner Verhaftung beschlagnahmt hatte, in aller Augen zum Mörder geworden.

Was halfen ihm all seine Unschuldsbeteuerungen gegenüber den schwerbelastenden Momenten, die sein bisheriger Lebenswandel, seine Unterschlagungen ergaben. Was half es ihm, daß er immer wieder versicherte, er sei unschuldig. Niemand glaubte ihm. Er solle angeben, wo er den Rest des geraubten Geldes, weitere hundertachtzigtausend Mark, versteckt habe, solle wenigstens durch ein offenes Geständnis sein Gewissen entlasten. Er konnte nichts weiter beichten, konnte nicht. Er wußte ja nichts von einem Morde, war schuldlos an dieser blutigen Tat.

So nahmen die Geschworenen sein Schweigen als Verstocktheit, seine heißen Unschuldstränen als Heuchelei hin, so ward er zum Tode verurteilt.

* * *

Unter den zwölf Zeugen, die gesetzmäßig jeder Hinrichtung beiwohnen sollen, befand sich auch Bankdirektor Gruber, der Inhaber jenes von Gumpert so schwer geschädigten Instituts.

Grubers Gesicht sah in dem Zwiellicht des frühen Tages unter dem schwarzen Zylinderhut erschreckend bleich aus. Seine Mundwinkel zuckten fortwährend in nervöser Erregung, und immer wieder trat ihm kalter Schweiß auf die Stirn. Nur mit Mühe vermochte er seine äußere Haltung zu bewahren, nur stotternd konnte er sich an der leisen Unterhaltung der Umstehenden beteiligen, die immer wieder scheu, mit stillem

Grauen nach dem niedrigen Block mit dem Korb dahinter und dem ernststen Scharfrichter und seinen Ge-



hilfen hinblicken mußten, wie getrieben von einem unwiderstehlichen Zwange.

Jetzt begann das Armesünderglöckchen zu läuten.

Bei diesen wimmernden Klängen überlief den Bankdirektor ein eifriger Schauer. Einer Ohnmacht nahe lehnte er sich an die kalte Steinwand. Der Boden schien unter seinen Füßen zu schwanken. Das Blut sang ihm in den Ohren, bunte Sternchen zuckten vor seinen Augen auf, zerfielen wieder. — Nur nicht schwach werden, nur aushalten! Wenn er doch nur den Mut gehabt hätte, die Eintrittskarte zu diesem furchtbaren Schauspiel zurückzuweisen! dachte er jetzt angstvoll. Aber er hatte es nicht gewagt in seiner steten Furcht, durch irgend eine Kleinigkeit Argwohn zu erregen. — Am liebsten hätte er sich jetzt die Finger in die Ohren gestopft und die Augen fest geschlossen, nur um nichts mehr zu sehen, nichts zu hören.

Er durfte es nicht. Nur nicht auffallen! Bald mußte ja alles vorüber sein, bald würde — ein Unschuldiger dort auf dem Block den letzten Seufzer ausgehaucht haben und er —

Nun, er würde die Ruhe und die alte Sicherheit wiederfinden.

Der Staatsanwalt verlas das Urteil. Vor ihm stand Fritz Gumpert, fahlen Antlitzes, die Augen starr nach oben gerichtet, wo der Himmel von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne mit durchsichtiger Helle durchtränkt war*).

Und jetzt wurde ihm die mit der Unterschrift des Landesherrn versehene Urkunde vor die Augen gehalten.

Fritz Gumpert schien aus tiefster Betäubung zu erwachen. Sekunden trennten ihn nur noch von dem letzten Augenblick.

„Ich sterbe unschuldig, meine Herren,“ sprach er

*) Siehe das Titelbild.

mit leise zitternder und doch klarer Stimme und schaute dabei nach der Gruppe der Zeugen hin, wobei sein Blick unwillkürlich auf dem einzigen, ihm bekannten Gesicht, dem seines früheren Chefs, haften blieb. „Den aber, der den Mord auf dem Gewissen hat, wird der Himmel furchtbarer strafen als mich! Denn er ist ein doppelter Mörder!“

Das war zuviel für die erschöpften Nerven des Bankdirektors. Mit einem nicht mehr menschlichen Aufschrei stürzte er in Zuckungen sich windend zu Boden, brüllte immerfort: „Ich tat's — ich tat's ja! Schon ihn — nur keinen zweiten Mord, nur keinen zweiten Mord!“

* * *

Eine Stunde später trat der Staatsanwalt, noch ganz bleich vor innerer Erregung, zu Friß Gumpert in die Zelle und überbrachte ihm die freudige Botschaft, daß Gruber soeben ein umfassendes Geständnis abgelegt habe.

„Ihre Unschuld ist jetzt klar erwiesen,“ sagte er herzlich und drückte dem Geretteten warm die Hand. „Gruber hatte an der Londoner Börse mit großem Verlust spekuliert und mußte sich schleunigst Geld beschaffen. Da er aber den Ruf seiner Bank durch die Aufnahme eines hohen Darlehens nicht gefährden konnte und auch keinen anderen Ausweg sah, erschlug er selbst nach Geschäftschluß den noch bei der Tagesabrechnung sitzenden Kassierer mit einem Totschläger, brachte seinen Raub in Sicherheit und machte dann Lärm, als ob er den Mord eben erst entdeckt hätte. Und da er gegen Diebstahl versichert war, mußte ihm die Versicherung, worauf er von vornherein gerechnet hatte, die von ihm selbst gestohlene Summe ersetzen, so daß er allen seinen

Verpflichtungen nachkommen konnte. Er hatte auch weiter insofern Glück, als Sie eben an demselben Abend geflohen waren und der Verdacht der Täterschaft da-

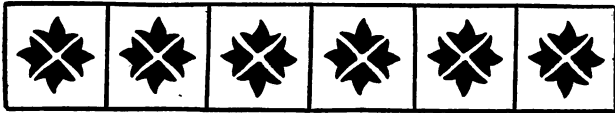


durch sofort auf Ihre Person gelenkt wurde. — Jedenfalls werden Sie unter diesen Umständen in kurzer Zeit wieder frei sein, Gumpert, und ebenso dürfte Ihre Strafe wegen der anderen Vergehen als verbüßt angesehen werden.“ — — —

Raum hatte der Staatsanwalt die Zelle verlassen, erschien der alte Wärter mit einer Flasche Rotwein in der Hand.

„Dies schickt der Herr Gefängnisdirektor. Trinken Sie nur, damit Sie erst wieder etwas zu Kräften kommen. — So ...! — Na, und wer hat nun damit recht gehabt, daß Sie begnadigt werden würden?! — Ich denke der alte Andreas!“





Das unsichtbare Joch.

Roman von Reinhold Ortman.

(Fortsetzung.)



(Nachdruck verboten.)

Vierzehntes Kapitel.

Es begann zu dämmern, als Bardeleben und Jadwiga auf schlechten Feldwegen von dem abgelegenen Vorwerk in der Richtung nach dem Herrenhause zurüchritten. Sie mußten ihre Pferde im Schritt gehen lassen, weil die unter der Schneedecke verborgenen Unebenheiten des hartgefrorenen Bodens eine beständige Gefahr für die Tiere bedeuteten. Der Baron starrte schweigsam vor sich hin.

„Es wird wahrhaftig schon dunkel,“ sagte Jadwiga, „und mir ist, als könnten wir kaum eine Stunde auf Schmittsdorf gewesen sein. Es war recht hübsch, und ich bin dir sehr dankbar, daß du mich mitgenommen hast.“

Er hatte ihr sein Gesicht zugewendet und lächelte gezwungen. „Deine Anspruchslosigkeit ist für mich geradezu beschämend. Übrigens ahnte ich bisher nicht, daß du so großes Interesse für die Landwirtschaft hast. Die Leute auf dem Vorwerk müssen einen gewaltigen Respekt vor deiner Sachkenntnis bekommen haben.“

„Nun, mit meiner Sachkenntnis ist es am Ende nicht so sehr weit her,“ rief sie lachend. „Aber daß mir die Beschäftigung mit diesen Dingen Vergnügen

macht, will ich nicht leugnen. Früher hätte ich das ja selber nicht für möglich gehalten, jetzt aber glaube ich, daß ich mich ganz gut damit abfinden könnte, immer auf dem Lande zu leben.“

„Du nimmst mir eine Last von der Seele, denn ich mache mir beständig Vorwürfe, dich durch meine Bitten in dies trostlose Exil genötigt zu haben.“

„Sehr überflüssigerweise, Harro. Wenn ich nicht gern auf Klein-Ellbach wäre, hätte ich mich gewiß nicht halten lassen, denn was könnte ich dir und Dietlinde sein, wenn meine Anwesenheit nichts als eine widerwillig geleistete Pflichterfüllung wäre!“

„Und doch fällt es mir manchmal recht schwer, an deine Herzensfreudigkeit zu glauben. Es ist ein so ungeheurer Gegensatz zwischen dem Leben in meinem Hause und dem, an das du bisher gewöhnt warst. Von der Ungenießbarkeit meiner Gesellschaft will ich gar nicht erst reden. Wenn du noch wenigstens irgendwelchen anderen, halbwegs interessanten Umgang hättest! Außer Fräulein Othmar gibt es auf Klein-Ellbach ja kaum einen Menschen, der dir geistig ebenbürtig wäre.“

„Es wäre allerdings hier schlimm um mich bestellt, wenn ich dergleichen zu meinem Glücke notwendig brauchte, denn die geistige Ebenbürtigkeit einer Gouvernante wäre für den Mangel an anderem Verkehr wohl kein ganz vollwertiger Ersatz.“

Sie hatte es in scherzendem Tone gesagt, aber Bardeleben blickte dennoch befremdet auf. „Daß sie nur eine Gouvernante ist, bedeutet doch wohl nichts als einen nebensächlichen Zufall. Ihr Vater war, soviel ich weiß, ein angesehener Gelehrter. Wenn er ihr ein Vermögen hinterlassen hätte, könnte sie heute als Gleichberechtigte eine Rolle in der besten Gesell-

schaft spielen, denn daß ihr keine der dazu nötigen persönlichen Eigenschaften fehlt, wirst du ja zugeben.“

„Ich habe darüber kein Urteil, denn ich habe mich begreiflicherweise um die persönlichen Eigenschaften des Fräuleins bisher nur insoweit gekümmert, als sie für ihre erzieherischen Einflüsse auf Dietlinde in Betracht kommen.“

„Und bist du dabei auf irgend etwas gestoßen, das dir mißfallen hätte?“

„Ich weiß nicht. Bei deiner Voreingenommenheit für das Mädchen ist es vielleicht besser, wenn ich meine Eindrücke für mich behalte.“

„Das solltest du nicht tun, Jadwiga! Schon deshalb nicht, weil du ihr möglicherweise unrecht tust. Was du meine Voreingenommenheit für Fräulein Othmar nennst, ist doch wohl nichts weiter als schuldige Dankbarkeit, denn was sie körperlich und seelisch in dieser kurzen Zeit aus meinem verschüchterten und verkümmerten Kinde gemacht hat, streift doch nahe genug an das Wunderbare.“

„Und die günstige Veränderung ist nach deinem Dafürhalten einzig das Verdienst dieser bezahlten Erzieherin?“

„Ich bin überzeugt, daß auch dein Anteil daran sehr hoch anzuschlagen ist, aber ich sehe doch, mit wie schwärmerischer Zärtlichkeit das sonst so scheue Kind an ihr hängt, wie es förmlich auflebt und aufblüht in ihrer Gesellschaft.“

„Ein Kind hängt sich an jeden, der seinen Launen schmeichelt und es bei den Besonderheiten seines Charakters zu nehmen weiß. Ob das ein pädagogisch richtiges Prinzip ist, möchte ich dahingestellt sein lassen.“

„Es setzt mich in Erstaunen, dich so sprechen zu

hören, Jadwiga! Ich lebte bis jetzt in der Hoffnung, daß zwischen dir und Fräulein Othmar das beste Einvernehmen bestände.“

„Meine Stellung zu den Personen deines Hauswesens ist zu delikata, als daß ich nicht nach Möglichkeit darauf bedacht sein müßte, mich jeder unnötigen Einmischung zu enthalten. Habe ich doch erst am heutigen Morgen die Erfahrung machen müssen, daß sich sogar ein gewöhnliches Dienstmädchen herausnehmen darf, mir anmaßend entgegenzutreten.“

Zwischen Bardelebens Brauen erschien die gefürchtete Bornesfalte. „Ich will doch nicht hoffen, Jadwiga, daß es deine Absicht war, mir ein derartiges Vorkommnis zu verheimlichen. Welcher von meinen Dienstboten hat es gewagt, sich unangemessen gegen dich zu benehmen?“

„Ach, es ist ja nicht der Rede wert, und das Mädchen hatte vielleicht in der Tat eine gewisse Berechtigung, sich mir gegenüber deiner besonderen Protektion zu rühmen.“

„Es wird immer besser. Wer ist diese unverschämte Person gewesen? Das Zimmermädchen etwa?“

„Ja. Ihr dreistes und vorlautes Verhalten ist mir schon seit dem ersten Tage meines Hierseins aufgefallen; aber ich habe dazu geschwiegen, wie es sich in meiner Eigenschaft als Gast für mich gehörte. In der letzten Zeit aber schien mir die Redheit des Mädchens denn doch so weit über die Grenzen des Erlaubten hinauszugehen, daß ich es heute morgen für meine Pflicht hielt, sie zur Rede zu stellen. Ich mag dir nicht Wort für Wort wiederholen, was sie mir entgegnete, aber du darfst mir schon glauben, daß es das Stärkste war, was ich jemals aus dem Munde eines Dienstboten gehört habe. Als ich sie dann darauf

aufmerksam machte, daß sie sich mit solchem Benehmen der Gefahr einer Entlassung aussetze, lachte sie mir ins Gesicht und sagte — Aber weshalb sollen wir noch weiter von so geringfügigen Dingen sprechen!“

„Ich bitte doch, es mich wissen zu lassen, Jadwiga, denn, wie mir scheint, ist es hohe Zeit, einzuschreiten.“

„Nun, sie sagte, ich möge sie nur immerhin bei dir verklagen. Vor dem Herrn Baron fürchte sie sich gar nicht, und der Herr Baron wisse auch sehr wohl, warum sie sich nicht vor ihm fürchte.“

Bardeleben führte mit seiner Reitpeitsche einen tausenden Hieb durch die Luft. „So? Sagte sie das? Nun, wir werden ja sehen — wir werden ja sehen! — Für die Folge aber, liebe Jadwiga, bitte ich dich dringend, dich unter dem Dache meines Hauses nicht mehr als einen Gast zu betrachten, der auf irgend etwas oder auf irgend jemand Rücksicht zu nehmen hat, sondern als Herrin, die von jedermann bedingungslos Gehorsam beanspruchen darf. Ich werde Sorge tragen, daß niemand, der in meinen Diensten steht, darüber künftig im Zweifel sein kann.“

Sie mußten ihr Gespräch unterbrechen, weil ihnen auf dem ziemlich schmalen Wege ein paar Leute entgegenkamen, die gezwungen waren, am Aukerand stehen zu bleiben und die beiden Reiter einzeln an sich vorüberzulassen. Einer der drei Männer grüßte devot, die beiden anderen aber standen mit mürrischen Mienen, ohne sich zu rühren, und einige unverständliche Worte von zweifellos höhnischem Klange wurden zwischen ihnen gewechselt.

Bardeleben, der kaum eine leichte Handbewegung nach seinem Hute hin gemacht hatte, wartete, bis Jadwiga wieder an seiner Seite war, dann sagte er: „Hast du gesehen, wie weit ich's gebracht habe im An-

sehen der Leute? Der Kerl, der seine Mühe vor mir zog, wußte wohl, warum er's tat. Es ist der Gastwirt von Schmittsdorf; aber seine Wirtschaft gehört mir, und ich könnte ihn sofort auf die Straße setzen, wenn es mir beliebt. Die beiden anderen aber sind Bauern, die nichts nach mir zu fragen haben, und von denen grüßt mich seit Wochen keiner mehr, obwohl sie's früher gar nicht unterwürfig genug tun konnten. Der Himmel mag wissen, wodurch ich mich um die Hochachtung und das geneigte Wohlwollen dieser ehrenwerten Mißfinken gebracht habe.“

Der Zorn, der in seiner Rede grollte, bewies deutlich genug, daß ihm das Benehmen der Leute doch näher ging, als er's zeigen mochte.

Jadwiga sah ihn mit einem aufmerksam forschenden Blick von der Seite an. Wußte er wirklich nicht, was in der ganzen Gegend von seiner Ehe und von seinem Verhalten gegen die Baronin gesprochen wurde? Sollte in Wahrheit noch kein Laut von jenem unsinnigen Gerede zu ihm gedrungen sein, das den frühen Tod der jungen Frau mit allerlei unbestimmten, abenteuerlichen Verdächtigungen umgab? Sie konnte das kaum für möglich halten. Aber ob er nun etwas davon ahnte oder nicht, jedenfalls wäre sie die letzte gewesen, die sich berufen gefühlt hätte, ihn darüber aufzuklären. „Ich wundere mich, Harro,“ sagte sie, „daß du so etwas überhaupt bemerkst. Was brauchst du nach der Meinung von Leuten zu fragen, die weiter von dir entfernt sind als die Bewohner irgend einer Südseeinsel!“

„Der Vergleich dürfte zwar nicht so ganz zutreffen, aber in einem hast du jedenfalls recht: man muß den Grenzen der Verrücktheit schon bedenklich nahe sein, wenn man erst einmal anfängt, dergleichen zu bemerken.“

Es hatte ein Scherz sein sollen, aber es war ein bitterer und grimmiger Scherz gewesen, denn der finstere Ausdruck blieb ungemildert auf seinem Gesicht.

Vor dem Herrenhause hob Bardeleben seine junge Verwandte aus dem Sattel, und die Pferde wurden dem herzugeeilten Reitknecht übergeben. Jadwiga ging in das obere Stockwerk hinauf, wo die von ihr bewohnten Zimmer lagen, der Baron aber begab sich geradeswegs in die Bibliothek und klingelte nach dem Diener.

„Das Zimmermädchen Fanni soll sofort hierher kommen,“ befahl er. „Und einer der Knechte soll sich mit einem Geschirr bereitmachen.“

Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Gerufenen auch der zweite Teil des Befehls mitgeteilt worden, denn als sie nach einer kleinen Weile die Bibliothek betrat, sah sie nicht so zuversichtlich aus wie sonst. Aber es war auch nichts Schuldbewusstes oder Verängstigtes in ihrem ungewöhnlich hübschen Gesicht.

Sie machte ein paar Schritte in das Gemach hinein und sagte mit gut gespielter Unbefangtheit: „Der gnädige Herr haben befohlen —“

„Kommen Sie hierher zu mir — noch näher, damit ich Ihnen ins Gesicht sehen kann. Sie haben die Dreistigkeit gehabt, sich unehrerbietig gegen Fräulein v. Ostrowski zu benehmen. Wollen Sie das leugnen?“

„Ich weiß nicht, was das gnädige Fräulein darunter versteht, Herr Baron. Wenn ein Diensthote nur dazu da ist, sich schikanieren zu lassen und geduldig stille zu halten, sobald es einer vornehmen Dame gefällt, ihre schlechte Laune an ihm auszulassen, dann habe ich wohl allerdings nicht die nötige Unterwürfigkeit bewiesen.“

„Unterstehen Sie sich, auch mir in solchem Tone zu antworten? Kommt Ihnen denn die Unverschämtheit Ihres Benehmens gar nicht zum Bewußtsein?“

„Ich will gewiß nicht unverschämt sein, gnädiger Herr, aber unsereins hat doch auch sein Ehrgefühl. Und schließlich hat man wohl etwas Besseres verdient als immer so von oben herunter behandelt zu werden wie die erste beste Dienstmagd.“

„Wenn ich Sie recht verstehe, wollen Sie sich damit auf irgendwelche ganz besonderen Verdienste berufen, die Sie sich um mich oder um sonst jemand hier im Hause erworben haben. Ist das wirklich der Fall, so werde ich nicht undankbar sein, aber ich müßte vorerst wissen, worin sie bestanden.“

„Oh, Herr Baron, davon spricht man doch nicht. Ich will ja auch gar kein Aufhebens davon machen, ich will nur von dem Fräulein v. Ostrowski besser behandelt werden.“

„Es kommt nicht darauf an, was Sie wollen oder nicht wollen, sondern Sie haben einfach auf das zu antworten, was ich Sie frage. Sie hatten die Dreistigkeit, gegen die Baronesse Andeutungen zu machen, als ob ich genötigt wäre, aus irgendwelchen geheimnisvollen Ursachen Rücksicht auf Sie zu nehmen, und ich wünsche nun von Ihnen zu erfahren, was Sie sich dabei eigentlich gedacht haben.“

„Nein, das werde ich nicht sagen, und der gnädige Herr werden es auch nicht von mir verlangen.“

„Jetzt wird mir's zu bunt. Sie scheinen sich ja allen Ernstes einzubilden, daß zwischen uns so etwas wie ein geheimes Einverständnis vorhanden ist, von dem kein Mensch etwas erfahren darf. Diese Einbildung möchte ich denn doch gründlich zerstören, bevor Sie mein Haus verlassen.“

„Ich soll fort von Klein-Ellbach, Herr Baron — ich soll wirklich fort?“

„Selbstverständlich sollen Sie, und zwar noch in dieser Stunde. Daß innerhalb meiner Dienerschaft kein Platz ist für eine unbotmäßige Person, hätten Sie wissen können.“

Die Jose schlug die Augen nieder und spielte mit den Bändern ihrer weißen Schürze. „Nun, gehört und gesehen habe ich ja freilich mancherlei, aber ich dachte bis jetzt immer, daß es besser wäre, nicht darüber zu reden.“

Bardeleben war an den Grenzen seiner Selbstbeherrschung angelangt. Mit einem heftigen Griff packte er den Arm des Mädchens. „Wenn Sie jetzt nicht unumwunden aussprechen, was Sie gesehen und gehört haben wollen —“

Fanni rührte sich nicht und machte keinen Versuch, sich von dem schmerzhaften Griff zu befreien. „Nein, ich werde es nicht sagen, wenigstens nicht, solange ich auf Klein-Ellbach bin. Meinetwegen können der Herr Baron mich totschlagen.“

Bardeleben gab sie frei. Er war dunkelrot im Gesicht, und es kostete ihn unverkennbar furchtbare Anstrengung, wieder Gewalt über sich zu gewinnen. „Ich habe nichts weiter mit Ihnen zu reden. Gehen Sie und lassen Sie sich von Herrn Tizmar auszahlen, was Sie zu beanspruchen haben. Ich habe Befehl gegeben, einzuspannen, und Sie mögen dem Rutscher sagen, wohin er Ihre Sachen bringen soll. Noch vor Einbruch der Nacht haben Sie das Haus zu verlassen.“

„Und ich — ich soll nichts weiter bekommen als meinen Lohn?“

„Haben Sie nicht gehört, daß ich Ihnen nichts mehr

zu sagen habe? Soll ich Sie vielleicht noch hinauswerfen lassen?"

„O nein, Herr Baron, ich gehe schon so. Ich brauche mich vor dem, was jetzt kommen wird, ja nicht zu fürchten — ich nicht.“

Sie hatte die letzten Worte erst gesprochen, als sie der Thür schon ganz nahe war, und nun schlüpfte sie rasch hinaus.

Draußen wäre sie beinahe mit Jadwiga zusammengeprallt, die eben willens war, sich in die Bibliothek zu begeben.

Ohne ihr auszuweichen, maß das Mädchen die Baronesse mit einem haßfunkelnden Blick. „Sie haben es also glücklich fertig gebracht, mich fortzuschaffen,“ sagte sie halblaut. „Aber Sie hätten es lieber unterlassen sollen, denn ich schwöre Ihnen, daß Sie keine Freude daran haben sollen — Sie nicht und der Baron auch nicht!“

Ohne sie einer Antwort oder eines Blickes zu würdigen, ging Jadwiga an ihr vorüber. „Vergib mir die Störung, Harro,“ sagte sie eintretend, „aber es haben sich während unserer Abwesenheit Dinge zugegetragen, die zu verheimlichen ich mich nicht berechtigt fühle.“ Sie war sehr erregt, oder sie gab sich wenigstens den Anschein, es zu sein. „Der Kutscher, der Dietlinde und die Gouvernante fuhr, hat mit dem Schlitten umgeworfen. Aber du brauchst nicht zu erschrecken. Weder dem Kinde noch dem Fräulein ist dabei irgend ein Schaden geschehen. Sie sind in einen Schneehaufen gefallen und ein bißchen naß geworden — weiter nichts. Aber das Fräulein hat es für angemessen und schicklich gehalten, die Gastfreundschaft deines Schwagers in Anspruch zu nehmen, um sich von dem fürchterlichen Schrecken zu erholen. Sie

hörte sein Automobil auf der Landstraße daherkommen, und sie schickte den Kutscher zu ihm.“

Bardelebens finstere Miene war nicht heller geworden, aber er war auch nicht zornig aufgefahren, wie sie es vielleicht erwartet hatte. „Sie wird es im Interesse des Kindes getan haben, Jadwiga. Es ist mir nicht gerade lieb, daß es geschehen ist, aber ich wüßte nicht, inwiefern man Fräulein Othmar einen Vorwurf daraus machen könnte.“

„Dann hat sie wohl auch an allem weiteren recht und gut getan, und ich hätte mir den Ärger sparen können. Die Handlungen des Fräulein Othmar sind ja, wie es scheint, über jede Kritik erhaben.“

„Möchtest du mir nicht zunächst mitteilen, was sie noch weiter getan hat?“

„Es ist wahrscheinlich nicht der Rede wert. Statt in dem Automobil des Herrn Rasmussen, das er ihr auf ihr Verlangen doch gewiß zur Verfügung gestellt hätte, sofort nach Klein-Ellbach zurückzukehren, ist sie mit Dietlinde in die Villa Rasmussen gefahren und hat sich da im vertrauten Zusammensein mit dem Hausherrn ein paar Stunden lang aufgehalten.“

„Im vertrauten Zusammensein? Woher weißt du das, Jadwiga?“

„Aus der Erzählung Ditas, die noch ganz außer sich ist vor Entzücken. Der Herr Oberleutnant hat sich's nicht nehmen lassen, seine Gäste festlich zu bewirten, und es muß sehr lustig zugegangen sein, da er sogar mit dem Fräulein musiziert hat. Später ist Dietlinde eingeschlafen, und über die Art, wie sich die Herrschaften dann weiter unterhalten haben, wirst du dir also von Fräulein Othmar selbst berichten lassen müssen — vorausgesetzt, daß sie nicht etwa Gründe hat, es zu verschweigen.“

Bardeleben hatte sich halb abgewendet und blätterte in den Papieren, die auf seinem Schreibtisch lagen. Nach einer Weile erst sagte er: „Ich verstehe deinen Unwillen. Aber die Eattlosigkeit scheint mir doch viel mehr auf seiten Herberts. Fräulein Othmar konnte kaum wissen, daß unsere Beziehungen so gespannt sind.“

„Dein unerschütterlicher Glaube an ihre holbe Naivität ist bewunderungswürdig. Es wird mir also kaum etwas anderes übrig bleiben, als hinaufzugehen und sie um Verzeihung zu bitten.“

„Um Verzeihung? Wofür?“

„Für die Deutlichkeit, mit der ich ihr meine Meinung über ihr Verhalten gesagt habe. Es war eine Torheit und ein Überschreiten meiner Befugnisse — das sehe ich nun wohl ein. Aber ich sehe auch nachgerade ein, daß ich nirgends auf der Welt so überflüssig bin wie hier auf Klein-Elbach.“

Der Baron lehrte sich ihr wieder zu und ergriff ihre Hand, die sie ihm nur mit Widerstreben überließ. „Warum kränkst du mich durch ein solches Wort, Jadwiga? Von einer Überschreitung deiner Befugnisse ist keine Rede, denn mit der Sorge um Dietlinde hast du natürlich auch das Recht übernommen, ihre Erziehung zu überwachen, und als Frau mußt du besser beurteilen können als ich, ob etwas Unziemliches in dem Verhalten des Fräuleins gewesen ist. Nur hast du es ihr, wie ich hoffe, nicht unfreundlicher gesagt, als die Umstände es forderten.“

„Unfreundlicher, als die Umstände es forderten? Nein, gewiß nicht! Stände sie in meinen Diensten, und wäre es die reine Seele meines Kindes gewesen, die ich ihrer Obhut anvertraut hätte, ich würde es ihr wahrhaftig auf ganz andere Art gesagt haben.“

„Wenn es so ist — — Aber was gibt's da? —
Herein!“

Der Diener erschien in der Tür. „Fräulein Othmar
bittet den Herrn Baron um Gewährung einer kurzen
Unterredung.“

„Ich lasse das Fräulein bitten, sich noch einen
Augenblick zu gedulden. — Nun?“ wandte er sich, als
der Diener draußen war, an seine Base. „Wenn sie
nun kommt, um sich zu rechtfertigen, was soll ich ihr
sagen?“

„Das mußt du selbst wissen, Harro. Jedenfalls
bitte ich dich, auf mich dabei nicht die geringste Rück-
sicht zu nehmen. Freilich wird es dem Fräulein
weniger um eine Rechtfertigung zu tun sein als darum,
mich bei dir zu verklagen. Mir gegenüber wenigstens
hat sie nicht für nötig gehalten, ihre Handlungsweise
auch nur mit einem einzigen Wort zu entschuldigen.“

„So hast du den Wunsch, daß sie das jetzt noch nach-
holt?“

„Mir liegt durchaus nichts an den Entschuldigungen
des Fräulein Othmar. Du mußt es auch nicht für
eine törichte Empfindlichkeit nehmen, Harro, wenn
ich um deines häuslichen Friedens willen den Wunsch
hege, ihr das Feld zu räumen.“

„Ist das dein Ernst? Du brächtest es wirklich fertig,
mir das anzutun?“

„Es wird mir gewiß nicht leicht. Aber es ist wohl
das vernünftigste, allen Unzuträglichkeiten rechtzeitig
aus dem Wege zu gehen.“

Bardeleben drückte auf die Glocke. „Damit hast du
mir nun doch mein Verhalten vorgeschrieben, liebe
Jadwiga — wenn auch, ohne es zu wollen. Willst
du die Güte haben, mich mit dem Fräulein allein zu
lassen?“

„Sage mir, was du beabsichtigst, Harro! Ich will nicht, daß sie glauben soll, ich wolle sie von hier verdrängen.“

„Sei unbesorgt! Ich weiß, was ich der Rücksicht auf deine Person schuldig bin. — Ich lasse Fräulein Othmar bitten,“ wendete er sich an den eintretenden Diener.

Jadwiga hatte kaum durch eine Seitentür die Bibliothek verlassen, als Margarete eintrat. Bardeleben ging ihr einige Schritte entgegen und lud sie mit ernstester Freundlichkeit ein, sich zu setzen.

„Was wünschen Sie mir mitzuteilen, Fräulein Othmar?“

„Ich bitte um meine Entlassung, Herr Baron.“

Sie sagte es sehr ruhig. Weder Groll noch Traurigkeit waren in ihrer Stimme. Wenigstens nicht für Bardelebens Ohr. Er aber sah wirklich traurig aus, als er, ihr gegenüberstehend, seinen Blick auf ihrem schönen, sanften Gesicht ruhen ließ.

„Es tut mir weh, solchen Wunsch aus Ihrem Munde zu vernehmen. Und das an demselben Tage, an dem ich mich rückhaltlos als Ihren Schuldner bekannt habe. Hoffentlich werden Sie mir die Gründe für Ihren Entschluß nicht verschweigen.“

„Dazu habe ich in der That keine Veranlassung. Fräulein v. Ostrowski hat mir erklärt, daß meine Schidlichkeitsbegriffe mich wenig geeignet erscheinen ließen für die Erziehung eines kleinen Mädchens. Mein Entlassungsgesuch ist also nichts als die selbstverständliche Folgerung, die ich aus diesem Tadel zu ziehen habe.“

„Aus einem Tadel, den Sie für unverdient halten?“

„Ich bitte, mir die Antwort darauf zu erlassen.“

„Weshalb?“

„Weil ich mich mit dieser Antwort vor mir selbst erniedrigen würde, gleichviel, ob ich ja oder nein sagte.“

„Sie sind sehr stolz, mein liebes Fräulein!“

„Nein. Aber ich bin ein schutzloses Mädchen, das in der Welt ganz allein dasteht. Wenn ich meine Selbstachtung preisgäbe, würde ich mich der einzigen Stütze berauben, auf die ich mich verlassen kann.“

„Ihnen derartiges anzufinnen, fällt mir natürlich nicht ein. Aber sollte es sich nicht bei dem ärgerlichen Vorkommnis um Mißverständnisse handeln, die sich bei einigem guten Willen hüben und drüben vielleicht noch aufklären ließen? Darf ich Sie bitten, mir den Hergang des Unfalls mit dem Schlitten zu erzählen?“

Margarete tat es in kurzen Worten. Aber die Entschlossenheit, mit der sie sich und Dietlinde vor Schlimmerem bewahrt hatte, ging sie mit einer Wendung hinweg, die Bardeleben den wirklichen Sachverhalt kaum erraten lassen konnte, und die Art, wie sie die Annahme von Rasmussens Einladung begründete, hatte in der That nichts von dem Charakter einer Entschuldigung.

Der Baron hatte sie angehört, ohne sie zu unterbrechen; nun aber fragte er: „War Ihnen bekannt, Fräulein Othmar, daß ich zu meinem Schwager Rasmussen in einem ziemlich gespannten Verhältnis stehe?“

„Ich glaube wohl, etwas Derartiges gehört zu haben.“

„Und dennoch stellten Sie sich und mein Kind gerade unter seinen Schutz?“

„Ich würde unbedenklich den Beistand jedes Menschen angenommen haben, in dessen Ehrenhaftigkeit ich volles Vertrauen setzen durfte.“

„Auch wenn Sie gewußt hätten, daß es sich um mehr als eine vorübergehende Spannung, daß es sich um tiefgehende, ja unversöhnliche Feindschaft handelt?“

„Darauf kann ich nur schwer antworten. Aber ich glaube, Herr Baron — ich glaube, unter den gegebenen Umständen hätte ich es auch dann getan.“

„Wohl! Aber ich nehme an, daß Sie dann wenigstens Ihr weiteres Verhalten etwas anders eingerichtet haben würden.“

— „Mein weiteres Verhalten? Wie soll ich das verstehen?“

„Dietlinde erzählt, daß Sie sich von meinem Schwager bewirten ließen, und daß Sie mit ihm musiziert haben. Ist das richtig?“

„Ihr Töchterchen lügt nicht, Herr Baron.“

„Und Sie finden das alles wirklich so ganz in der Ordnung? War Ihnen denn der Oberleutnant Ras-mussen nicht völlig fremd?“

„Bis heute — ja.“

„Nun sagen Sie mir doch ganz aufrichtig, Fräulein Othmar: wenn ich Sie in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft, oder wenn ich Sie gestern aufgefordert hätte, unter vier Augen mit mir zu musizieren, würden Sie mich da nicht mit jenem erstaunten und abweisenden Blick angesehen haben, den ich nun schon so gut an Ihnen kenne? Würden Sie auch nur für einen einzigen Augenblick im ungewissen darüber gewesen sein, daß Sie es ablehnen müßten?“

Margarete war sehr rot geworden. „Ich weiß nicht, Herr v. Bardeleben, weshalb Sie mich das fragen.“

„Sie wissen es nicht? Es ist Ihnen also gar nicht zum Bewußtsein gekommen, mit einer wie seltsamen, ich möchte fast sagen tränkenden Zurückhaltung Sie

sich vom ersten Tage an gegen mich benehmen, wie geflissentlich Sie mir ausweichen, und wie rasch Sie jedem, auch dem harmlosesten Gespräch ein Ende zu machen wissen, das ich mit Ihnen anknüpfe?“

„In der That, Herr Baron, ich —“

„Nein, bleiben Sie nur bei der Wahrheit. Sie wissen sehr gut, daß es so ist. Ich habe mir einreden wollen, diese Scheu im Verkehr mit Männern läge vielleicht in Ihrer Natur, aber ich habe freilich nicht recht daran glauben können, da ich Sie in allem anderen so klug und selbstsicher gefunden. Und nun habe ich ja den Beweis, daß Sie für andere keineswegs so unnahbar sind wie für mich. Warum soll ich Ihnen verhehlen, daß mit das — daß ich das von Herzen bebaure.“

Er mußte es ihr vom Gesicht lesen, welche Pein dies unerwartete Verhör ihr bereitete. Ihre Brust atmete rascher, und sie schaute mit gesenkten Lidern vor sich hin wie ein gescholtenes Kind. Eine Erwiderung aber hatte sie nicht.

Nachdem er eine Weile gewartet hatte, fuhr Bardeleben fort: „Mißverstehen Sie mich nicht. Es fällt mir nicht ein, Ihnen einen Vorwurf daraus zu machen. Sympathien und Antipathien sind Empfindungen, über die wir keine Gewalt haben, das begreife ich recht wohl. Aber jeder Antipathie muß doch irgend eine Ursache zugrunde liegen. Und diese Ursache ist es, die ich gerne erfahren hätte.“

„Herr Baron —“

„Es ist eine ungewöhnliche Zumutung, eine Zumutung, wie man sie nur an jemand stellen kann, von dessen Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit man in innerster Seele überzeugt ist. Ich weiß, daß ich Sie in Verlegenheit setze; aber ich bin rücksichtslos genug,

mich nicht darum zu kümmern, denn ich muß endlich einmal Klarheit haben, und ich kann sie hier auf Klein-Ellbach von niemand erwarten als allenfalls von Ihnen.“

„Klarheit? Von mir? Ja, mein Gott, worüber denn?“

„Über die Gründe dieser Scheu, mit der alles vor mir zurückweicht, über die Bedeutung dieser mißtrauischen Seitenblicke, über den Sinn dieses Gemurmels, das ich nachgerade schon auf Schritt und Tritt hinter meinem Rücken zu hören glaube. Wenn ich mir irgend einen herausgriffe und ihn zur Rede stellte, so würde er selbstverständlich den Ahnungslosen spielen und alles leugnen. Sie aber sind zu stolz, um zu heucheln. Wenn Sie mich für einen Bösewicht oder einen Verbrecher halten, werden Sie auch den Mut haben, es mir zu sagen.“

Was da aus dem Innern des Mannes brach, war wie ein lange zurückgedämmter, reißender Strom, der plötzlich alle Schranken niederwirft. Margarete hatte unter dem überwältigenden Eindruck des Unerwarteten zunächst nur die eine Empfindung, daß er Unsägliches gelitten haben müsse, um sich zu solcher Offenbarung seines Seelenzustandes treiben zu lassen. Wenn sie in diesem Augenblick die Macht gehabt hätte, die Qual von ihm zu nehmen, so hätte sie sich gewiß durch kein Bedenken abhalten lassen, es zu tun. Aber sie konnte ihm ja nicht einmal das geben, was er in seltsamem Vertrauen auf ihren Bekennermut fast wie etwas Pflichtgemäßes von ihr verlangte, denn wie hätte sie ihm wiederholen dürfen, was man in allen Winkeln des Schlosses über seine unglückliche Ehe wisperte und tuschelte, wie hätte sie Worte finden sollen, ihm zu sagen, wie drückend schwer die traumhafte Erinnerung

an ihre erste Nacht auf Klein-Ellbach noch immer auf ihr lastete, wie deutlich ihr noch immer der schrille Schmerzschrei der sterbenden jungen Frau im Ohre lag!

Sie war aufgestanden und hinter ihren Stuhl getreten. Aber der traurige, mitleidvolle Blick, mit dem sie zu ihm auffah, mußte ihm beweisen, daß es nicht aus Furcht vor seiner so jäh ausgebrochenen leidenschaftlichen Erregung geschehen war.

„Ich würde es Ihnen vielleicht nicht ins Gesicht sagen,“ erklärte sie fest, „aber ich wäre dann auch sicherlich nicht bis heute unter dem Dache Ihres Hauses geblieben.“

„Und daß Sie nun gehen wollen, geschieht wirklich nicht um meinetwillen — ich meine, nicht aus Grauen oder Abscheu vor meiner Person?“

„Nein. Ich habe Ihnen meine Gründe ja genannt, Herr Baron.“

„Und Sie haben keinen anderen? Es war nicht vielleicht mein Schwager Rasmussen, der Sie überredet hat, Klein-Ellbach zu verlassen?“

„Nein.“

„Nun, dann — dann glaube ich es nicht, daß es Ihnen ernst damit ist, mein Kind im Stiche zu lassen. Was Fräulein v. Ostrowski Ihnen gesagt hat, ist selbstverständlich nicht meine Ansicht. Und Sie werden großmütig genug sein, es zu vergessen.“

Hätte er diese Worte im Beginn ihrer Unterredung gesprochen, Margarete würde schwerlich die Kraft gehabt haben, ihnen zu widerstehen. Aber zwischen Harro v. Bardeleben und ihr war es jetzt nicht mehr, wie es bei ihrem Eintritt gewesen war. In dem flüchtigen Augenblick, da sich die Verzweiflung seiner zerrissenen und gepeinigten Seele vor ihr aufgetan,

In diesem Augenblick heiß aufquellenden Mitleids war ihr auch die Erkenntnis gekommen, daß sie nicht bleiben könne und nicht bleiben dürfe. Sie wußte nicht, ob das, was sie in jenem Moment für ihn empfunden, etwas Neues, bisher Ungekanntes gewesen war, oder ob sich ihrem Bewußtsein nur mit voller Klarheit aufgedrängt hatte, was sie längst als ein unbestimmtes und namenloses Gefühl im Herzen getragen; aber sie wußte, daß sie von nun an zu diesem Manne nicht mehr mit der wunschlosen Unbefangenheit würde aufblicken können, wie sie als seine Hausgenossin und als die Hüterin seines Kindes hätte zu ihm aufblicken müssen. Damit war für sie die Entscheidung gefallen über das, was sie zu tun habe.

„Ich danke Ihnen, Herr Baron,“ sagte sie ruhig, „aber ich möchte Sie dennoch bitten, mich aus meinen Verpflichtungen zu entlassen.“

„Ist Ihr rasch gefaßter Entschluß schon so unerschütterlich? Welch weitergehende Genugtuung können Sie fordern als die Versicherung meines schrankenlosen Vertrauens? Soll ich Ihre Beharrlichkeit vielleicht dahin deuten, daß Sie sich nicht länger mit Fräulein v. Ostrowski in die Sorge für Dietlinde teilen wollen?“

„O nein,“ wehrte sie fast erschrocken ab. „Nie — nicht für eine einzige Sekunde habe ich etwas Derartiges gedacht.“

„Und bedeutet Ihnen der Kummer nichts, den mein Kind durch Ihr Fortgehen erleiden wird?“

Noch einmal ließ Margarete den Kopf sinken, denn diese Vorstellung war es ja, die es ihr so schwer gemacht hatte, den entscheidenden Entschluß zu fassen; aber die Furcht vor jenem anderen, das plötzlich wie das Bewußtsein einer riesenhaften, unentrinnbaren Ge-

fahr vor ihre Seele getreten war, blieb doch stärker als ihr Mitleid mit der Kleinen, der man sicherlich leicht genug würde ersetzen können, was sie verlor. „Dietlinde wird auch nach meinem Fortgange noch von so viel Liebe umgeben sein, daß sie sich gewiß bald damit abfindet. Bis zum Eintreffen einer Nachfolgerin könnte ich ja immerhin bleiben.“

Bardeleben war an das Fenster getreten und starrte hinaus, ohne etwas zu sehen. Als er sich endlich wieder gegen Margarete wandte, schien auch er ihren Entschluß bereits als etwas Unabänderliches zu betrachten. „Es kann nicht mein Wunsch sein, Sie gegen Ihre Neigung hier festzuhalten. Ihre Zusage aber, bis zur Ankunft der neuen Erzieherin zu bleiben, nehme ich dankbar an, und ich versichere Ihnen noch einmal, daß ich für alles Gute, das Sie meinem Kinde bisher erwiesen haben, zeitlebens Ihr Schuldner bleiben werde.“

Er reichte ihr die Hand, und Margaretes Herzschlag stockte, als sie den Druck dieser kraftvollen Männerhand empfand. Aber als sie eine Minute später die Tür ins Schloß drückte, verschwamm alles um sie her hinter einem Schleier unaufhaltfam hervorbrechender Tränen.

Fünfzehntes Kapitel.

„Lassen Sie nur, Frau Opitz — ich weiß, daß er zu Haus ist, und es gibt wirklich keinen Grund, daß er sich vor mir verleugnen lassen mußte.“

Die kleine, dicke Zimmervermieterin machte denn auch keinen weiteren Versuch, Regine Kreidel am Eintreten zu hindern. „Na, so jehn Sie meinetwegen zu ihm 'rein, Fräulein! Un wenn Sie Gewalt über ihn haben, dann setzen Sie ihm jehörig den Kopf zurecht.“

Es is ja 'ne Sünde und 'ne Schande! So 'n junger Mensch! Keine Nacht kommt er vor viere zu Hause. Un immer benebelt! Das macht er nich mehr lange. Er sieht ja schon aus wie sein eigener Schatten.“

Regine klopfte an eine der Türen, die auf den schmalen, dunklen Korridor mündeten, und als von drinnen ein paar Laute vernehmlich wurden, drückte sie auf die Klinke.

Von dem verschliffenen, alten Sofa, auf dem er völlig angekleidet gelegen, richtete sich Botho v. Reibnitz mit sichtlicher Anstrengung in eine sitzende Stellung auf.

„Ach, du bist's, Regine! Das ist ja sehr nett von dir, daß du dich auch mal wieder um mich kümmerst. Guten Morgen, Kind! — Aber du siehst ja so blaß aus! Bist du krank?“

Sie hatte ihm ihre Hand nur für einen flüchtigen Augenblick überlassen und setzte sich nun auf einen Stuhl an der anderen Seite des Tisches. „Nein, ich bin nicht krank. Aber ich könnte dir die Frage zurückgeben. Möchtest du dich nicht einmal im Spiegel betrachten, Botho?“

Mit einem verzerrten Lächeln wehrte er ab. „Über solche Eitelkeitsanwandlungen bin ich längst hinweg, meine liebe Regine! — Wie spät haben wir's eigentlich? Halb zwölf? Ist denn heute ein Feiertag, daß du um diese Zeit nicht bei deinem Rechtsanwalt an der Tippmaschine sitzen mußt?“

„Ich bin schon seit acht Tagen nicht mehr in der Kanzlei beschäftigt. Es war mir ja auch von vornherein gesagt worden, daß ich nur zur Aushilfe engagiert würde.“

„Ach nee! Das ist aber unangenehm. Und in den ganzen acht Tagen hast du noch nichts anderes gefunden?“

„Nein. Obwohl ich vom Morgen bis zum Abend nach einer Stellung gesucht habe. Ich habe auch kaum noch Hoffnung, eine zu finden.“

Ihr Wesen war heute ein anderes als an dem Tage, da sie Botho v. Reibnitz zum ersten Male aufgesucht hatte. Waren seit jenem Morgen auch kaum zwei Monate vergangen, so schien sie doch in der kurzen Zeit ihrem Aussehen wie ihrem Benehmen nach um Jahre gealtert. Sie war magerer geworden, ihre Augen hatten sich umschattet, und ein Zug müder Traurigkeit hatte sich in ihr junges Gesicht gegraben. Müde, beinahe apathisch war auch der Klang ihrer Stimme, und ihre Hände lagen so matt im Schoße, als seien sie nun endlich erlahmt in dem Kampfe, den sie so tapfer begonnen hatten.

Reibnitz hatte sich zurückfallen lassen, denn in dem Augenblick, als er ihr antworten wollte, war er von einem Hustenanfall gepackt worden, der ihn ersichtlich aufs äußerste anstrengte. Es war ein häßlicher, rasseln-der Husten aus den Tiefen der Brust, und als er endlich aufhörte, sah das farblose Gesicht des jungen Mannes schlaff und hohlwangig aus wie das eines Schwerkranken.

„Diese verwünschte Erkältung!“ leuchte er. „Sie bringt mich noch ganz auf den Hund.“

Während er sich, nach Atem ringend, abgequält hatte, war Regine aufgestanden, wie wenn sie ihm zu Hilfe kommen wollte. Aber sie hatte sich ihm dann doch nicht genähert, sondern ihn nur immer unverwandt angesehen mit einem so entsetzten und angstvollen Blick, als ob das, was sie da vor sich hatte, etwas für sie ganz Neues sei, etwas, das keine andere Empfindung mehr in ihr zu wecken vermochte als die des Widerwillens oder des Grauens.

„Du bist krank, Botho,“ sagte sie dann. „Ernstlich krank. Soll ich dir nicht einen Arzt herschicken?“

„Unsinn! Was mir der Pflasterkasten sagen kann, weiß ich schon selber. So ein Ratarth will seine Zeit haben. Wenn er mich nur nicht so schauderhaft mitnähme! Mir ist, als wären mir alle Knochen im Leibe zerbrochen.“

„Und wie kannst du hoffen, gesund zu werden, wenn du ein so unsinniges Leben führst? Als wir uns zum letzten Male sahen, hast du mir fest versprochen, vernünftiger zu werden. Und nun höre ich von deiner Wirtin, daß du niemals vor Tagesanbruch nach Haus kommst.“

„Hat sie dir das erzählt, die alte Klatschbabe? Na, du hättest dir die Mühe sparen können, sie auszufragen, denn ich bin kein Schuljunge, der seine schlimmen Streiche ängstlich geheimhalten muß. Ich hab' dir's ja von vornherein gesagt, daß es zu spät ist, einen Tugendspiegel aus mir zu machen.“

„Es handelt sich nicht darum. Es handelt sich jetzt nur um deine Gesundheit. Daß diese Nachtschwärmerien dich zugrunde richten, mußt du dir doch selbst sagen.“

„Ich bestreite es ja gar nicht. Aber was soll ich machen? Ich kann eben nicht anders, Regine!“

„Du kannst nicht? Haben diese Vergnügungen —“
 „Vergnügungen?“ Er lachte. Ein rauhes, spöttisches Lachen, das er mit einem neuen Hustenanfall bezahlen mußte. „Wenn du wüßtest, wie ausgezeichnet ich mich bei alledem amüsiere! Nein, Kleine, um das Vergnügen ist mir's wahrhaftig nicht. Nur ums Vergessen ist mir's. Und darum, daß ich nicht allein sein muß während dieser scheußlichen, endlosen Nächte.“

„So solltest du dir vom Arzt ein Schlafmittel verschreiben lassen.“

„Meinst du, ich hätte nicht auch das schon versucht? Aber das Mittel, das mir Ruhe bringt, ist, wie's scheint, noch nicht erfunden. Weißt du, Rind, daß ich eine verhängnisvolle Torheit begangen habe — damals, als du wie vom Himmel gefallen in mein Hotelzimmer schneitest und in deiner unerfahrenen Zärtlichkeit wahrscheinlich zu allem bereit gewesen wärst, was ich von dir verlangt hätte?“

„Und was hättest du deiner Meinung nach damals von mir verlangen müssen?“

„Ich hätte dich an die Hand nehmen und mit dir geradeswegs zum Standesamt gehen sollen. Und wenn du auch wahrscheinlich nichts weiter davon gehabt hättest als Hunger und Qual und eine Hölle auf Erden, so wäre ich doch wenigstens nicht mehr so schauderhaft allein gewesen Tag und Nacht mit diesen fürchterlichen Einbildungen und Gedanken.“

„Hast du denn etwas auf dem Gewissen — etwas, wovon ich noch nichts weiß?“

Er sah sie von unten herauf an, mit jenem tückischen Blick, der ihm eigentümlich war. „So fragt man die Leute aus, Kleine! Aber gib dir keine Mühe. Wenn ich was auf dem Gewissen hätte, würde ich mich wohl hüten, dein ahnungsloses Seelchen damit zu beschweren. Aber warum sagst du kein Wort zu meinem Heiratsprojekt? Vielleicht ist es dazu auch jetzt noch nicht zu spät. Ich dachte, du würdest dedenhoch springen, wenn ich dir einen derartigen Vorschlag machte.“

Das Gesicht des Mädchens blieb müde und traurig wie zuvor. „Damals hätte ich's wahrscheinlich getan, Botho, und ich würde mich wohl auch darüber gefreut

haben. Jetzt aber ist alles so ganz anders geworden, als ich mir's gedacht hatte. Du weißt selbst, daß dergleichen auch aus anderen Gründen für uns heute unmöglich wäre.“

„Ja, freilich — das Spartassenbuch! In deinen Augen war es ja wohl ein Vermögen, mit dem wir ein Leben lang herrlich und in Freuden hätten wirtschaften können. Und nun ist's in wenig mehr als zwei Monaten zum Teufel gegangen. Ich habe schon längst auf den Augenblick gewartet, wo die Vorwürfe anfangen würden.“

„Ich will dir keine Vorwürfe machen. Ich habe dir das Geld ja zur freien Verfügung überlassen, und du konntest damit tun, was dir beliebte. Aber da es nun doch ausgegeben ist, da wir beide ganz mittellos sind und keines von uns einen sicheren Erwerb hat, können wir natürlich auch nicht daran denken, einen Hausstand zu gründen.“

„Einen ordentlichen Hausstand nach dem Ideal der braven Philisterseelen — nein! Im übrigen darfst du unbesorgt sein, kleine praktische Regine! Das von dem Heiraten war bloß ein Spaß, mit dem ich dir ein bißchen auf den Zahn fühlen wollte. Man heiratet nicht mehr, wenn man da drinnen“ — und er schlug an seine Brust — „erspürt, was ich verspüre. Es lag mir nur daran, einen handgreiflichen Beweis dafür zu haben, daß deine Liebe nicht mehr so heiß und so opfermutig ist wie vor zwei Monaten.“

„Und warum war dir so viel an diesem Beweis gelegen?“

„Weil ich dir einen anderen Vorschlag machen will, einen, der jedenfalls auch dir vernünftiger vorkommen wird als die verrückte Heiratsidee. — Da an der Tür hängt mein Überzieher. Möchtest du nicht die Freund-

lichkeit haben, mir die Briefftasche zu reichen, die du darin finden wirst. Das Aufstehen fällt mir nämlich heute verwünscht sauer.“

Sie legte die Briefftasche vor ihn auf den Tisch.

Reibniß öffnete sie und entnahm ihr vier Hundertmarkscheine, die er prüfend einen nach dem anderen durch seine Finger gleiten ließ. „Ein überraschender Reichtum in dieser armen Hütte — nicht wahr?“ spottete er. „Na, man kann doch nicht immer Pech haben. Hier und da lächelt auch dem armseligsten Schlemihl einmal Fortunas Gunst. Leider ist es ja nicht ganz so viel, als deine Großmut mir in den Schoß warf; aber ein Schelm gibt mehr, als er hat. Und etwas ist immer noch besser als gar nichts. Da — willst du dich bedienen?“

Regine rührte sich nicht. „Weshalb bietest du mir das Geld an? Ich habe niemals eine Rückzahlung von dir verlangt.“

„Nein, das hast du nicht. Aber ich habe keine Lust, mich dauernd von dir beschämen zu lassen. Und wenn mir auch weiter nichts bleibt als zwei oder drei einsame Goldfische, bitte ich dich doch, diese vierhundert Mark als Abschlagszahlung anzunehmen.“

„Möchtest du mir nicht erst den Vorschlag machen, dessen du vorhin erwähntest?“

„Ja so, du hältst auf die gehörige Reihenfolge. Na also: mein Vorschlag ist einfach der, daß du diese vierhundert Mark nimmst, deinen Koffer packst und als reumütiges Schäflein unter das väterliche Dach nach Reinswaldbau zurückkehrst. Der Herr Werkmeister wird ja vielleicht erst ein bißchen brummen, aber ich wette hundert gegen eins, am Ende gibt es doch eine rührende Veröhnung.“

„Du kennst weder meinen Vater noch mich, Botho!

Ich habe dir gesagt, daß ich nicht nach Reinswaldbau zurückkehren kann — nie mehr. Und selbst wenn ich es könnte, würde ich es doch nicht tun.“

„Ja, um alles in der Welt, Mädel, wie stellst du dir denn eigentlich den weiteren Verlauf der Dinge vor? Du hast keine Stellung mehr, und du sagst selbst, daß du auch keine Hoffnung hast, wieder eine zu finden. Und darüber, inwieweit du auf mich rechnen kannst, machst du dir doch vermutlich auch keine Illusionen mehr. Was also soll aus der Geschichte werden?“

Regine antwortete nicht. Erst nach einer kleinen Weile streckte sie ihre Hand aus. „Gut, gib mir das Geld, Botho! Ich nehme es für dich in Verwahrung.“

„Oho, Rindchen, so war es nicht gemeint. Wenn du's im Ernste verschmäht, verwahre ich mir's schon lieber selbst.“

„Nun wohl, so gib es mir für meinen eigenen Gebrauch. Ich habe vielleicht die Möglichkeit, mir damit eine Existenz zu begründen.“

Die freigebige Anwandlung schien ihn schon wieder zu gereuen. Aber vor diesem Mädchen, das ihm alles geopfert hatte, schämte er sich denn doch, sein Anerbieten zurückzuziehen. Er gab ihr die Scheine und lehnte sich, wieder von dem unheimlichen, rasselnden Husten erschüttert, aufs neue zurück. Mit geschlossenen Augen lag er da, erschöpft von der Anstrengung und von dem Schmerz, der wie mit scharfen Messern seine Brust zerriß.

Regine war neben ihn getreten und sah mit ernstem, fast finsternem Blick auf ihn herab. Dann legte sie ihre Hand auf seine Schulter. „Du mußt mir ein Versprechen geben, Botho!“

Widerwillig hob er die Lider und drehte ihr sein Gesicht zu. „Schon wieder? Es ist eigentlich merk-

würdig, daß du meiner Versprechungen noch nicht überdrüssig geworden bist, kleine Regine!“

„Diesmal handelt sich's um eines, das du leicht genug halten kannst, und das du auch unbedingt halten mußt.“

„Na also: schieß los! Ich bin heute so nachgiebig gestimmt wie kaum je in meinem Leben.“

„Du wirst heute nicht ausgehen, weder im Verlauf des Tages noch am Abend, und du wirst mir erlauben, einen Arzt zu schicken.“

„Den Arzt meinerwegen. Was aber den Stubenarrest betrifft — Mädels, du hast ja keine Ahnung, was du mir damit zumutest. Soll ich etwa hier in der Einsamkeit dieses Loches nach allen Regeln der Wissenschaft verrückt werden?“

„Nein. Du sollst auch nicht einsam sein. Ich gehe jetzt, um noch einige Stellenvermittler aufzusuchen. Am Nachmittag aber komme ich wieder. Und dann will ich dir gerne Gesellschaft leisten, bis du eingeschlafen bist, oder bis du dich nicht mehr vor dem Alleinsein fürchtest.“

„Das ist sehr gut und lieb von dir, Kind! Und unter solcher Voraussetzung verspreche ich dir unbedenklich alles, was du verlangst. Leicht wäre mir das Ausgehen ja heute auch sicherlich nicht geworden, denn diese Influenza, oder was es nun sonst ist, scheint sich mit jeder Viertelstunde großartiger auszuwachsen. Du kommst also bestimmt wieder?“

„Sobald es mir möglich ist. — Hast du sonst noch einen Wunsch, Botho?“

„Nein. Das heißt — wenn du eine Flasche Wein mitbringen wolltest — Burgunder oder sonst was Feuriges. Es ist das Beste gegen das Fieber. Ich glaube nämlich im Ernst, daß ich ein bißchen Fieber habe.“

Die trodene Hitze seiner ihr zum Abschied gereichten Hand hätte ihr ohnedies verraten, daß es so war. Aber sie äußerte sich nicht darüber, sondern begnügte sich mit der Zusage, seinem Wunsch zu willfahren. Bis auf den Gang hinaus verfolgte sie der beängstigende Klang seines Hustens, und sie eilte mit raschen Schritten die Treppe hinab, als könne sie nicht schnell genug aus dem Machtbereich dieses quälenden Verfolgers fliehen.

Unaufhaltsam rannen ihr unter dem Schleier die Tränen über die Wangen, als sie durch die winterlichen Straßen der geschäftigen, unbarmherzigen Stadt lief, die ein Dorado scheint für die Glücklichen und eine Hölle für die Elenden und Verlassenen. Sie hatte ja nur wenig Hoffnung, zu finden, was sie suchte, denn seit acht Tagen war sie schon an unzähligen Stellen mit einem bedauernden Achselzucken abgefertigt worden.

Sie bog eben um die Ecke der Friedrichstraße, da war es ihr, als hätte hinter ihr jemand halblaut ihren Vornamen genannt; aber sie wußte ja, daß es in der Riesenstadt niemand gab, der sie so hätte anreden können, und sie drehte sich deshalb gar nicht um, sondern beschleunigte nur halb unwillkürlich ihren Schritt.

Da klang es wieder, und diesmal hart an ihrer Seite, wie in beklommener Bitte: „Regine! Liebe Regine!“

Wie sie nun erschrocken aufschaute, sah sie in ein wohlbekanntes, trauriges Gesicht. „Rudolf! Mein Gott, du bist's?“

Sie hatte stehen bleiben müssen, denn die Bestürzung über diese Begegnung machte sie schwindeln. Davon, daß ihr ehemaliger Verlobter in Berlin sei, hatte sie ja nichts gewußt. Und wenn sie es gewußt hätte, würde sie doch niemals mit der Möglichkeit ge-

rechnet haben, daß er sie bei einem zufälligen Zusammentreffen anreden werde.

Der frühere Buchhalter in Reinswaldau fand nur mühsam das erste Wort. Er war gewiß kein schöner Mann, aber er hatte ein gutes, treuherziges Gesicht, und er sah in diesem Augenblick sicherlich nicht aus wie einer, der noch nachträglich Gericht halten will über eine treulose Verräterin. „Entschuldige, daß ich dich aufhalte,“ brachte er endlich unsicher heraus.

— „Aber ich sah, daß du weinst, und wenn ich dir vielleicht mit irgend etwas behilflich sein könnte —“

„Nein — nein, mir kann niemand helfen. Und es ist grausam von dir — von Ihnen, daß Sie —“

Die Vorübergehenden fingen an, auf die beiden aufmerksam zu werden, und diese Wahrnehmung gab Rudolf Brehmer den Mut, ihren Arm zu nehmen und die Willenlose sanft mit sich hinwegzuziehen.

„Was ist grausam, liebe Regine? Daß ich dich nicht weinen sehen kann, ohne dir meinen Beistand anzubieten? Siehst du, es ist ja heute nicht das erste Mal, daß ich dir in Berlin begegne, und daß ich dir ein Stück Weges nachgegangen bin. Daß du hier bist, weiß ich schon seit einer ganzen Reihe von Wochen. Einer meiner früheren Kollegen hat es mir aus Reinswaldau geschrieben.“

Daß es ihr Vater gewesen war, der ihm sein kummervolles Herz ausgeschüttet hatte, verschwieg er ihr aus natürlichem Zartgefühl, denn er wußte wohl, daß es ihr wehtun müsse, diesen Namen aus seinem Munde zu hören.

„Du mußt nicht denken, Regine,“ fuhr er fort, „daß ich mich aufdrängen oder dir irgendwie zur Last fallen will. Was geschehen ist, ist geschehen. Und ich weiß wohl, daß dir meine Gesellschaft nicht angenehm

sein kann, jetzt, wo du einen anderen lieb hast. Aber, siehst du, wir können doch denken, das mit unserer Verlobung wäre nie gewesen, und ich wäre nur ein guter alter Freund, vor dem man keine Geheimnisse zu haben braucht. So verzweifelt wie damals in meiner ersten Überraschung bin ich ja heute nicht mehr. Nach und nach würde ich mich wohl auch ganz damit abfinden, wenn ich nur wenigstens die Beruhigung hätte, daß du wirklich glücklich geworden bist.“

Während sie ganz sachte ihren Arm aus dem seinigen zog, sagte sie: „Das ist sehr gut von dir, Rudolf! Denn eigentlich müßtest du dich doch freuen, mich unglücklich zu sehen.“

„Freuen? O Regine, kannst du mir das antun, so von mir zu denken? Siehst du, es gab ja ein paar Tage, wo ich den — den anderen ganz gut hätte umbringen können, wenn ich die Natur für solche Gewalttaten hätte. Aber das ist nun ganz und gar vorbei. Und wenn ich nur wüßte, daß er dich glücklich macht, dann — dann würde ich ebenso gerne ihm helfen, wie ich dir helfen möchte.“

Seine Stimme hatte doch ein wenig gezittert, während er sich zu so heroischer Selbstverleugnung bekannte; aber es war so lange her, daß Regine kein Wort wahrer Anteilnahme und echter Menschenliebe mehr gehört hatte, daß ihre arme, verlassene Seele es jetzt in sich aufnahm wie ein Verschmachtender den ersten, heiß ersehnten Tropfen.

„Ich danke dir, Rudolf! Und wir haben es doch so wenig um dich verdient.“

„Ach, das laß nur. Wir wollen jetzt nicht mehr von diesen alten Geschichten reden. Darf ich fragen, wie es dir hier in Berlin geht? Dein — der Herr v. Reibnitz hat wohl eine gute Stellung?“

„Nein. Er hat noch keine finden können. Und seine Gesundheit ist augenblicklich so angegriffen, daß er auch nicht im Ernst daran denken kann, eine zu suchen.“

„Das ist schlimm. Es handelt sich doch nicht um etwas Bedenklisches?“

„Ich weiß nicht. Eben wollte ich einen Arzt bitten, ihn zu besuchen. Von dem werde ich es dann erfahren.“

Daß sie es verhältnismäßig ruhig sagte, konnte sich ihr Begleiter nur als einen Beweis für die Ungefährlichkeit der Krankheit deuten, und so glaubte er bei diesem Gegenstand nicht länger verweilen zu müssen. „Und du selbst? Dir geht es hoffentlich gut?“

Es bedeutete keine Demütigung für Regine, als sie ihm wahrheitsgetreu berichtete, wie furchtbar schwer der Kampf ums Dasein sei, den sie hier in der fremden, mitleidlosen Stadt zu führen hatte, und je rüchhaltsloser sie sich all ihre Kummernisse und Sorgen vom Herzen sprach, desto vollständiger vergaß sie, vor wem es geschah.

Rudolf Brehmer hatte ihr aufmerksam zugehört, und als es nun an ihm war, zu reden, da sprach er so unbefangen und sachlich, als wäre „das mit ihrer Verlobung“ wirklich niemals gewesen. „Nun mache ich mir aber ernstliche Vorwürfe, daß ich nicht schon bei einer früheren Begegnung den Mut gefunden habe, dich anzureden, Regine! Denn es trifft sich sehr glücklich, daß ich dir eine ganz gutbezahlte Stellung in dem Hause anbieten kann, wo ich jetzt tätig bin. Wir suchen nämlich schon seit Wochen nach einem tüchtigen und vertrauenswürdigen Fräulein für das Lager und die Beaufsichtigung der Expedition. Die nötigen Fachkenntnisse sind leicht zu erwerben, und wenn du willst, könntest du schon morgen eintreten.“

Regine sah ihn groß an. Sie hatte ihn früher

immer so häßlich gefunden. In diesem Augenblick fand sie es nicht. „Du bist ein guter Mensch, Rudolf,“ sagte sie. „Und vergessen werde ich dir das nie. Aber daß ich es nicht annehmen kann, das siehst du doch wohl ein?“

„Aber warum denn nicht? Etwa, weil es daselbe Haus ist, in dem auch ich tätig bin? Wenn es das ist, darfst du ganz ruhig sein. Ich habe mit dem Lager und der Expedition persönlich nicht das geringste zu tun, und es wäre sehr wohl möglich, daß wir einander wochenlang gar nicht zu Gesicht bekämen. Daß ich mich dir nicht aufdrängen werde, habe ich dir ja schon vorhin gesagt.“

Da fühlte sie, daß sie ihm einen großen Schmerz zufügen würde, wenn sie sein Anerbieten ausschlug, und mit einem Lächeln, dem ersten, das seit langer Zeit über ihr einst so fröhliches Gesicht ging, streckte sie ihm ihre Hand entgegen. „Ich nehme es an, Rudolf! Und ich werde mir gewiß alle Mühe geben, mich deiner Empfehlung wert zu zeigen.“

Er nickte nur und behielt ihre Hand nicht länger in der seinen, als es geschehen mußte. Dann verabredeten sie das Nähere wegen ihrer morgigen Vorstellung bei dem Chef der Firma, und Rudolf Brehmer empfahl sich unter höflichem Lüften seines Hutes mit einem freundlichen Wunsche für die baldige Wiederherstellung des Herrn v. Reibnitz.

Sechzehntes Kapitel.

Ganz allein war Margarete am Vormittag im Schlitten nach Waldenburg gefahren, um einige Beforgungen zu machen. Sie war von Jadwiga in Form einer höflichen Bitte darum ersucht worden; aber sie

hatte sich nur ungern entschlossen, den Auftrag zu übernehmen, denn sie war in ernstlicher Sorge um Dietlinde.

Jemand mußte dem Rinde in der Frühe des heutigen Tages von der bevorstehenden Veränderung gesprochen haben, und die Wirkung war noch weit stärker gewesen, als Margarete es gefürchtet hatte. Totenblaß und am ganzen Leibe zitternd war die Kleine zu ihr ins Zimmer gestürzt und hatte sich wie in Todesangst an sie geklammert, ohne im Übermaß ihres Schmerzes auch nur ein Wort herausbringen zu können. Margarete hatte alles getan, was in ihren Kräften stand, um die Aufgeregte zu trösten, und ihr selber war das Herz wohl kaum weniger schwer gewesen als dem verzweifelnden Rinde. Erst nachdem sie immer und immer wieder versichert hatte, daß sie in einigen Stunden zurück sein werde, hatte Dietlinde sich bewegen lassen, sie freizugeben und dem Rufe Jadwigas Folge zu leisten. Gesprochen aber hatte sie auch jetzt nicht, und ihr Aussehen hatte Margarete mit so beklemmender Angst erfüllt, daß sie nahe daran gewesen war, noch jetzt die beabsichtigte Fahrt aufzugeben. Aber sie war einem unmutigen Blick Jadwigas begegnet, und sie hatte sich nicht abermals einem unfreundlichen Wort gerade aus diesem Munde aussetzen wollen. So war sie mit kummervoller Seele gegangen.

Während sie jetzt durch die scharfe Kälte des Frosttages dahinfuhr, zermarterte sie ihr Gehirn unablässig mit dem peinigenden Gedanken, ob sie denn auch wirklich recht getan habe, auf Kosten dieses armen, früh geprüften Rinderherzens der vermeintlichen Stimme ihres Gewissens zu gehorchen.

Es war eine nutzlose Selbstqual, die sie sich mit

diesen Grübeleien bereitete. Denn an dem, was einmal geschehen war, hätte ja alle Reue nichts mehr zu ändern vermocht. In den vier Tagen, die seit ihrer Unterredung mit dem Baron verflossen waren, hatte sie bereits alle Vorkehrungen für eine baldige Abreise getroffen und hatte sich nach verschiedenen Richtungen hin bemüht, eine andere Stellung zu finden. Sie durfte wohl nicht zweifeln, daß auch von seiten Bardelebens oder Jadwigas ähnliche Schritte getan worden waren, wenn man ihr auch bisher keine Mitteilung darüber gemacht hatte.

Den Baron hatte sie während dieser vier Tage überhaupt nur ein paarmal flüchtig zu Gesicht bekommen, denn sie nahm alle ihre Mahlzeiten mit Dietlinde oben im Kinderzimmer ein. Ein stummer, höflicher Gruß oder einige freundliche, nichts sagende Worte, das war alles, was ihr bei den wenigen zufälligen Begegnungen von ihm zuteil geworden war. Sein Benehmen mußte ihr Beweis genug dafür sein, daß er nicht mehr daran dachte, ihren Entschluß zu erschüttern.

Sie war trotz der Pelzhüllen halb erstarrt, als sie in Waldenburg den offenen Schlitten verließ, denn das nun schon seit Wochen anhaltende Frostwetter hatte sich während der letzten Tage zu einer grimmigen Kälte gesteigert. Von dem Wunsche getrieben, so bald als möglich wieder auf Klein-Ellbach zu sein, beeilte sie sich, ihre Besorgungen zu machen. Aber als sie dann in das Hotel zurückkehrte, wo der Bardelebensche Kutscher auszuspannen pflegte, teilte ihr der Mann mit, daß er den Pferden notwendig noch Ruhe gönnen müsse, und daß darum vor Ablauf einer Stunde kaum an die Heimfahrt zu denken sei.

Margarete ging in das Speisezimmer, dessen Tür

ihr der Oberkellner dienstbeflissen geöffnet hatte. Aber sie hatte sich kaum an einem Eßtischchen niedergelassen, als sie gewahrte, daß auf der anderen Seite des großen Raumes ein bis dahin von ihr nicht bemerkter Herr grüßend aufstand, um sich alsbald ihrem Plaze zu nähern. Auch wenn er nicht gezwungen gewesen wäre, sich dabei auf einen Stod zu stützen, würde sie sofort den Oberleutnant Rasmussen in ihm erkannt haben, aber es war trotz der angenehmen Eindrücke, die sie aus seinem Hause mit sich weggenommen, eine keineswegs freudige Empfindung, die sich bei seinem Anblick in ihrem Herzen regte.

Er hatte ihr ja bei jener ersten Begegnung recht gut gefallen, und sie war ihm noch immer dankbar für jedes warme Wort, das er über ihren Vater gesprochen; aber zwischen jene Unterhaltung und die gegenwärtige Stunde fiel ihre Aussprache mit Bardeleben, und das Wort von der unverföhnlichen Feindschaft, das im Munde des Barons einen so eigenen Klang gehabt hatte, lag ihr noch immer im Ohr.

„Ich bin Ihnen noch eine Erklärung schuldig, Fräulein Othmar,“ begann Rasmussen, „und ich freue mich der glücklichen Gelegenheit, sie geben zu können.“

„Eine Erklärung — mir, Herr Oberleutnant?“

„Ja — oder vielmehr die Berichtigung eines unüberlegten Wortes. Sie erinnern sich meiner Frage, ob Sie mit unzerreißbaren Banden an das Klein-Ellbacher Herrenhaus gefesselt seien. Das war unziemlich und töricht. Denn ich könnte ja nur von ganzem Herzen wünschen, daß es so wäre.“

„Ich verstehe nicht, Herr Rasmussen —“

„Nicht Ihrewegen freilich,“ fuhr er fort. „Denn der Aufenthalt, der mir für Sie als ein angemessener erschiene, müßte von ganz anderer Beschaffenheit sein

als das Haus meines Schwagers. Aber um meiner kleinen Nichte willen. Es war eine Gnade des Himmels, die Sie diesem armen Kinde zuführte. Sie zu verlieren, würde für Dietlinde den zweiten unerfesslichen Verlust in ihrem jungen Leben bedeuten.“

Nun hätte sie ihm ja eigentlich sagen müssen, wie nahe dem Kinde dieser Verlust bevorstehe. Aber sie gewann es nicht über sich in einer unbezwinglichen Furcht vor den Fragen, die er an ihre Mitteilung knüpfen würde. Sie hätte ihm ja unmöglich sagen können, daß es Jadwigas abfällige Kritik ihres Benehmens in seinem Hause gewesen war, die den Anlaß dazu gegeben, und es wäre gegen ihre Natur gewesen, ihn mit irgend einer rasch erfundenen Unwahrheit abzuspeisen. So versuchte sie nur, das Gespräch von dem ihr peinlichen Gegenstand abzulenken.

„Jede andere gewissenhafte Erzieherin würde dem Kinde dasselbe oder vielleicht noch mehr bieten können als ich. Außerdem liegt die Sorge für Dietlinde jetzt viel mehr in den Händen des Fräulein v. Ostrowski als in den meinigen.“

„In der That? Aber das wäre ja gerade das, was ich so sehr fürchte. Wenn ich denken müßte, daß das Kind meiner Schwester diesen beiden überantwortet sein soll — ich wäre imstande, es ihnen mit Gewalt zu entreißen und es vor ihnen irgendwo in Sicherheit zu bringen, müßte ich mich auch mit ihm in dem entlegensten Winkel der Erde verbergen.“

Margarete schüttelte den Kopf. „Sie hegen da offenbar Befürchtungen, die ich nicht begreife. Herr v. Bardeleben liebt sein Töchterchen aufrichtig und —“

„Er liebt es? Er, dieser rohe Kraftmensch, dem alles Zarte von jeher ein Greuel gewesen ist? Er liebt es? Vielleicht so, wie er meine Schwester ge-

liebt hat, die sich unter seinen Augen in Gram und Verzweiflung verzehren durfte, nachdem er sich in brutaler Selbstsucht ihrer Person und ihres Vermögens versichert hatte.“

„Ich muß bitten, Herr Oberleutnant — nichts mehr von dieser Art! Sie vergessen, daß ich im Dienst des Herrn v. Bardeleben stehe, und daß ich unter seinem Dache lebe.“

„Verzeihen Sie — es riß mich hin. Ich habe ja auch gar nicht den Wunsch, Sie mit diesen traurigen Dingen zu beunruhigen, die meine Jugend vergiftet haben wie die meiner unglücklichen Schwester. Was braucht Sie am Ende dieser Bardeleben zu kümmern und dies Fräulein Ostrowski, die seiner würdig sein mag! Nur von dem Kinde wollte ich sprechen, und das — ich flehe Sie an — das dürfen Sie mir nicht verbieten. Sie ahnen ja nicht, was dies kurze Zusammensein mit der Kleinen für mich gewesen ist. Ich selbst habe es bis dahin nicht gewußt, wie mein Herz an ihr hängt. Ob ich ihr um ihrer selbst willen diese grenzenlose Zärtlichkeit entgegenbringe, oder ob es meine tote Schwester ist, die ich in ihr liebe — ich kann es nicht unterscheiden, und es ist ja auch gleichgültig. Gewiß ist nur, daß das Kind seit seinem Aufenthalt in meinem Hause alle meine Gedanken ausfüllt, und daß ich mich in Sehnsucht verzehre, es wiederzusehen.“

„Und Sie glauben, daß Herr v. Bardeleben Ihnen das verwehren würde?“

„Ich würde lieber das Äußerste tun, ehe ich mich herbeiließe, ihn darum zu bitten. Mein Schwager und ich — doch, davon sollte ja nicht mehr die Rede sein. Nein, mein verehrtes Fräulein: der Weg zu meiner Nichte, der gleichzeitig ein Weg nach Klein-

Ellbach sein müßte, ist mir verschlossen. Von dem Glück, das dies Kind in mein Leben bringen könnte, darf ich nur träumen, wie ich bis jetzt von allem Herrlichen nur habe träumen dürfen.“

Margarete wußte ihm nichts zu erwidern. Das Gespräch war ihr mit jeder Minute peinlicher geworden, wenn sich auch bei seinen letzten Worten etwas wie warmes Mitgefühl in ihrer Seele geregt hatte.

Herbert Rasmussen aber bemerkte offenbar nichts von der Verlegenheit, in die seine Reden sie versetzt hatten. Er hatte ein paar Sekunden lang mit leerem Blick auf das Kaiserbild gestarrt, das ihm gegenüber an der Wand hing; dann sprach er weiter: „Ich wäre vermutlich ein mittelmäßiger Künstler geworden, wie ich ein mittelmäßiger Offizier gewesen bin, und seitdem die ersten Illusionen zerronnen sind, liegt das Bewußtsein meiner Mittelmäßigkeit auf mir wie ein Fluch. Etwas im Leben möchte man doch ganz sein. Zu irgend einer Zeit möchte man doch das Bewußtsein hegen dürfen, seine Anlagen und Fähigkeiten einem schönen und großen Zweck nutzbar gemacht zu haben. Ich habe diesen Zweck nicht finden können — draußen im Getriebe der Welt so wenig als hier in der Einsamkeit meiner Heimat. Bis vor vier Tagen. Da ist es plötzlich wie eine Offenbarung über mich gekommen, als ich die Armchen Dietlindes an meinem Halse fühlte und besonders später, als ich sie in ihrem Verkehr mit Ihnen beobachten durfte. Da ist mir's zum ersten Male in meinem Leben klar geworden, daß ich nicht gemacht bin, auf einem exponierten Platze zu stehen und ins Weite zu wirken. Das Mißtrauen gegen mich selbst, über das ich nie hinwegkomme, würde immer aufs neue meine Kräfte lähmen. Wenn ich meinem Dasein überhaupt einen Zweck und einen

Inhalt geben will, darf ich's an keine größere Aufgabe setzen als an die Sorge um einen einzelnen Menschen. Und dazu, meine ich, würde es wohl reichen. Wenn ich dies Kind hegen und hüten dürfte, wenn es mir vergönnt wäre, ihm ein Leben voll Wärme und Sonnenschein zu bereiten, in jeder Minute auf nichts anderes bedacht zu sein als auf sein Glück — ich bin gewiß, daß ich darin volles Genügen und restlose Befriedigung finden würde.“

„Was hindert Sie, diese Befriedigung in der Sorge um irgend ein anderes armes, verlassenes Geschöpf zu suchen?“

Er schüttelte den Kopf. „Ich gehöre leider nicht zu den Menschen, deren Liebe immer bereit ist, sich an das erste beste menschliche Wesen zu verschicken, das ihnen in den Weg kommt. Werden Sie es mir glauben, Fräulein Othmar, daß ich als Offizier mit achtundzwanzig Jahren noch nicht eine einzige Liebschaft gehabt habe, nicht einmal die unschuldigste Jünglingschwärmerei?“

Sie war ein wenig errötet. „Aber darum handelt es sich ja gar nicht,“ sagte sie rasch. „Die Liebe, die Sie für Ihre kleine Nichte empfinden oder die Sie irgend einem anderen schutzbedürftigen Kinde entgegenbringen würden, ist doch nicht von dieser Art.“

Er sah sie an, und es war etwas in seinem Blick, das sie zwang, die Augen niederzuschlagen. „Ja, darin haben Sie wohl recht,“ erwiderte er langsam. „Aber seitdem ich Ihnen hier gegenüber sitze, will es mir scheinen, als ob ich in diesen vier Tagen nicht ganz ehrlich gewesen wäre gegen mich selbst. Die Lebensaufgabe, die ich mir da zurechtgeträumt habe, würde doch wohl nicht ausreichen, mich glücklich zu machen,

wenn ich — wenn ich nicht auch Sie darin einschließen dürfte, Fräulein Margarete!“

Seit einigen Sekunden schon hatte sie etwas Derartiges kommen sehen, und doch war nun, da die beklemmende Ahnung sich erfüllt hatte, ihre Bestürzung noch immer so groß, daß sie kaum auf der Stelle eine Antwort gefunden hätte.

Ein Zufall, den sie in der Stille ihres Herzens voll heißer Dankbarkeit segnete, kam ihr zu Hilfe. Ein älterer Herr in Uniform hatte den Speisesaal betreten, und er kam eben jetzt so nahe an ihrem Tische vorüber, daß das Klirren seines nachschleppenden Säbels den Oberleutnant aufschauen lassen mußte. Im nächsten Augenblick hatte er sich erhoben, um den Offizier, einen Major des in Waldenburg garnisonierenden Regiments, pflichtschuldig zu begrüßen. Nun war an eine Fortsetzung ihres Gespräches nicht mehr zu denken. Der Major hatte so unzweideutig fragend zu Margarete hinübergesehen, daß Rasmussen dem Zwange einer Vorstellung nicht wohl ausweichen konnte, und nun bat der etwas neugierige Herr um die Erlaubnis, sich zu ihnen setzen zu dürfen.

Wenn auch der Oberleutnant kaum imstande war, sein Mißvergnügen über die Störung zu verbergen, wenn er sich auch nur mit zerstreuten Bemerkungen an der von dem Major begonnenen Unterhaltung beteiligte, so mußte er doch geschehen lassen, was zu ändern nicht in seine Macht gegeben war. Erst als der Klein-Ellbacher Kutscher eintrat, um zu melden, daß der Schlitten vorgefahren sei, raffte er sich doch noch einmal wie zu einem verzweifelten Entschlusse auf. Er hatte einen Blick durch das Fenster geworfen, und nun sagte er: „Ich sehe, daß Sie die lange Fahrt in einem offenen Schlitten machen wollen, gnädiges

Fräulein! Damit können Sie bei dieser schneidenden Kälte Ihrer Gesundheit ernstlich schaden. Mein Automobil mit seiner geschlossenen Karosserie würde Ihnen jedenfalls besseren Schutz gewähren, und es kann in wenig Minuten zur Abfahrt bereit sein. Wollen Sie mir nicht gestatten, Ihnen einen Platz darin anzubieten?“

Margarete, die sich bereits erhoben hatte, streifte ihn mit einem abweisenden Blick. „Ich danke Ihnen, Herr Oberleutnant! Ich ziehe den Schlitten vor.“

Er preßte die Lippen zusammen und verbeugte sich stumm. Daß er sich nach ihrer kurzen Verabschiedung von dem Major anschickte, sie hinauszubegleiten, konnte sie ihm nicht verwehren. Sie ging aber so rasch, daß er auf dem kurzen Wege keine Möglichkeit fand, zu ihr zu sprechen.

Als sie dann im Schlitten saß, mußte sie ihm aber wohl standhalten. „Ich habe vorhin nicht ausreden können, Fräulein Othmar,“ sagte er halblaut, „und ich muß darum fürchten, daß Sie meinen Worten eine für mich unerwünschte Deutung geben. Darf ich den Versuch machen, durch eine offene Erklärung diesen Eindruck zu verwischen? Wollen Sie mir erlauben, Ihnen zu schreiben?“

Die Angst, von der sie seit einer halben Stunde gepeinigt wurde, ließ ihre Antwort schroffer ausfallen, als es eigentlich ihre Absicht gewesen war. „Nein! Ich bitte Sie dringend, davon abzustehen. Es würde auch schon deshalb ganz zwecklos sein, weil ich mich wahrscheinlich nur noch wenige Tage auf Klein-Ellbach aufhalten werde.“

Bestürzt sah er sie an. Aber er konnte keine Frage mehr an sie richten, denn sie hatte dem Kutscher ein Zeichen gegeben, und die Pferde zogen an. Ein

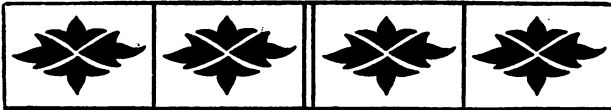
stummes Neigen des Kopfes, dann war sie nach ihrer Meinung für immer aus Herbert Rasmussens Leben entschwunden.

Ihre unruhigen Gedanken kehrten auch bald zu dem Kinde zurück, das sie in seinem verzweifeltsten Schmerz auf dem Klein-Elbacher Schlosse zurückgelassen hatte. Wohl war die Kleine während der letzten Wochen anscheinend ganz gesund gewesen, aber Dr. Mittmann hatte wiederholt geäußert, daß man auf eine Wiedkehr der nervösen Erscheinungen noch immer gefaßt sein müsse. Ihr heutiges Verhalten mußte Margarete fürchten lassen, daß diese Gefahr in unmittelbare Nähe gerückt sei. Das quälte und beängstigte sie um so mehr, als Dietlinde bei einer etwaigen neuen Erkrankung obendrein den Beistand des alten Arztes hätte entbehren müssen, der sie seit den ersten Tagen ihres Lebens beobachtet und behütet hatte. Denn der Sanitätsrat war auf einer seiner ärztlichen Besuchsfahrten von einem Schlaganfall betroffen worden, wie er selber es sich schon lange vorausgesagt hatte. Er war zwar noch am Leben, aber er lag gelähmt und der Sprache beraubt, und der junge Kollege, der neben ihm in Reinswaldbau praktizierte, hegte keine Hoffnung mehr, ihn auch nur teilweise wieder herzustellen.

Sie hatte den Kutscher gebeten, so schnell als möglich zu fahren, und er hatte auch kaum nötig, die ausgeruhten Pferde anzutreiben. Trotzdem aber wurde ihr die Fahrt schier unerträglich lang, und als der Schlitten endlich vor dem Herrenhause hielt, eilte sie, ohne sich um ihre Pakete zu kümmern, mit angst-durchbebttem Herzen die Treppe in das obere Stockwerk hinauf.

(Fortsetzung folgt.)





Die Rißpiraten.

Von W. Fischer.

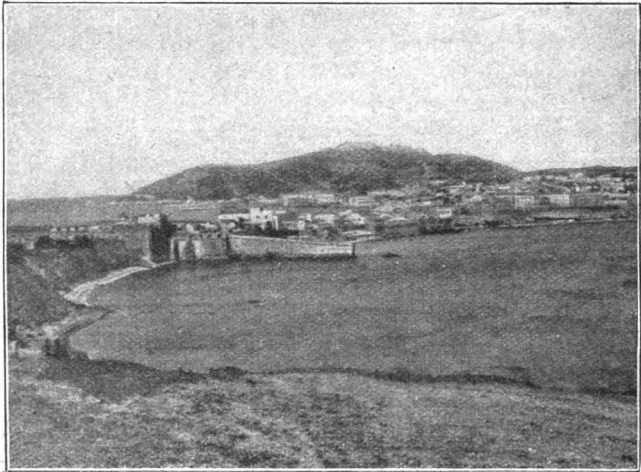
Mit 14 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Wer etwa der Meinung sein sollte, daß nach dem Abkommen, das im letztvergangenen Jahre über Marokko zwischen Deutschland und Frankreich glücklich zustande gebracht wurde, das unglückliche und doch so zukunftreiche Land nunmehr zur Ruhe und zu gesicherten Zuständen kommen würde, der dürfte arg enttäuscht werden. Besonders ungünstig liegen die Verhältnisse in der von Spanien beanspruchten Einflußzone im Norden, dem sogenannten Rißgebiete, einem durch hohe, schwer zugängliche Gebirgsketten vom eigentlichen Marokko abgeschnittenen Bergland am Mittelmeer. Seine Bewohner sind die seit Urzeiten hier hausenden Rißberber oder Rißabylen, Leute von unbändigem Freiheitsdrang, tapfer und raublustig, und die für sie meist gebrauchte Bezeichnung „Rißpiraten“ ist nur zu berechtigt. Nie eigentlich haben sie fremdes Joch getragen, und die Oberhoheit des Herrschers in Fes beschränkte sich darauf, daß sie ihm einen Tribut zahlten — wenn es ihnen beliebte.

An der Küste dieses Landes nun haben die Spanier seit Jahrhunderten einige feste Plätze inne, die sogenannten Presidios, wie Ceuta (sprich Ose-uta), Melilla, Alhucemas, Peñon de Velez, die ihnen bisher

in der Hauptsache als Strafkolonien dienten. Als sie aber im Laufe der letzten Jahre die Wirren in Marokko dazu benützen wollten, auch sonst im Rif festen Fuß zu fassen, da kam es zu heftigen Kämpfen mit den Eingeborenen, in denen die Spanier bisher trotz gewal-



Ceuta.

tiger Anstrengungen nur ganz geringe Erfolge aufzuweisen haben. Ob sie aber jemals das Rifgebiet faktisch beherrschen werden, ist mehr als fraglich. Die geschichtliche Vergangenheit der alten Rifpiraten fordert dieses Urteil geradezu heraus.

Es sind noch nicht sechzig Jahre her, daß die Rifpiraten mit ihren primitiven Feluken nicht nur die wahren Beherrscher des Mittelmeeres und des atlantischen Küstengebietes waren, sondern sie überfielen auch, den alten Normannen gleich, die spanischen Küstenorte, um zu plündern, Lösegeld zu erpressen

und die jungen Leute in die Sklaverei zu schleppen. Die blutrote Flagge der Rispiraten war der Schrecken der Meere. Und als im August des Jahres 1856 der Prinzadmiral Adalbert mit der preußischen Dampferkorvette „Danzig“ am Kap Tres Forcas erschien, um die dort hausenden Piraten für die Wegnahme preußischer Rauffahrer zu züchtigen, da erging es ihm wie 1852 vor ihm dem englischen Seehelden Lord Napier und im Jahre 1829 dem österreichischen Admiral Bandierra mit seinen drei Kriegsfregatten: er mußte sich zurückziehen und seine Verwundeten in Sklaverei der Ruafa, das heißt der Rifbewohner, lassen.

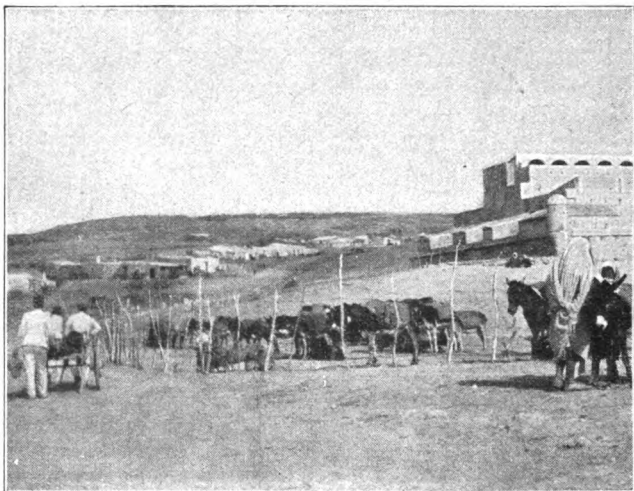
Die Belästigungen der seefahrenden Mächte durch die Ruafa wurden schließlich derart störend, daß sie sich, das seemächtige England allen voran, entschlossen, an Marokko für die gefährlichen Seeräuber einen jährlichen Tribut zu zahlen, um ihren Handelsflaggen



Melilla vom Süden.

freie Meeresfahrt zu sichern. So zahlte England bei jedem Konsulatswechsel zwölftausend Mark. Die Stammeshäuptlinge der Ruafa sorgten indes mit heißem Bemühen dafür, daß bei jedem Milud, also an jedem hohen mohammedanischen Festtag, im Umzug

des Herrschers der britische Konsul ein anderes Gesicht auf einem anderen Körper zeigte. Auch die Senate und die einzelnen Seeleute von Bremen, Hamburg und Lübeck zahlten, was die alten Seebären noch be-



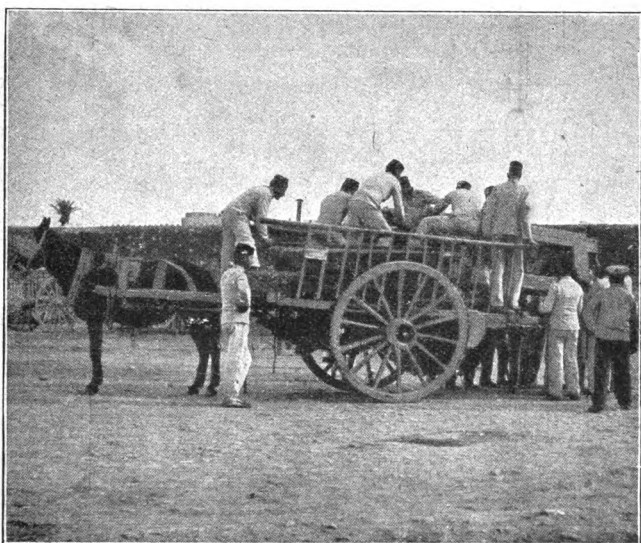
Bastion der Vorstadt von Melilla.

stätigen können, in eine gemeinsame Kasse, um hanseatische Berufsgenossen aus marokkanischer Sklaverei zu lösen.

Das hörte erst auf, als die modernen Handelsdampfer und Kriegskreuzer aufkamen und die Schiffschraube das Segel ersetzte.

Der Rifberber ist der Spartaner Nordafrikas, der stolze Sohn seiner Berge und einer heroischen Vergangenheit. „Vielerlei Stämme,“ sagt der Österreicher Otto C. Artbauer, ein sehr guter Kenner Marokkos, in seinem ausgezeichneten Buch über die verschlossene

Rifwelt und die Rifpiraten, „besiedeln den vulkanischen Gebirgsstock, aber im Grunde genommen nur eine Rasse von unleugbarer Zusammengehörigkeit, eine selbständige, streng von der Umgebung geschiedene Gruppe. Sie bilden die älteste, unberührteste Völkergruppe Nordafrikas, von seltener Lebensfähigkeit und unbrechbarer Widerstandskraft gegen zersetzende Einflüsse von außen. Aber innerhalb dieses Rahmens weisen einzelne Stämme merklige Sonderheiten auf. Die



Spanische Soldaten in Melilla.

einen sind eifrige Jäger, andere Seeleute, wieder andere Landwirte. Aber so verschieden sie sind an Charaktereigenschaften, so gleichartig sind sie in ihren Ansichten, wenn es sich um gemeinsame Interessen handelt. Verwegene Tapferkeit und ewige Kampf-

freude ist ihnen allen gemein. Wenn Gefahr von außen droht, eilen sie Hals über Kopf dem Stamm zu Hilfe, dem sie vielleicht gestern noch den Durchzug durchs eigene Gebiet wehrten. Soviel sie sich auch unter-

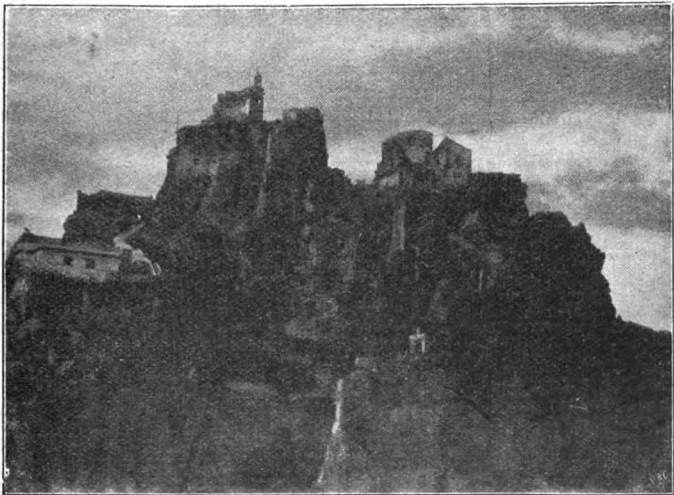


Alhucemas.

einander, den Gesetzen der Blutrache folgend, bekriegen, ihr Mißtrauen gegen Fremde, gegen jede Zentralgewalt, ist gemeinsam.“

Und die Frauen? Alles, was Tacitus über die Frauen der Germanen zu melden weiß, alles Rühmliche, was von den Spartanerinnen berichtet wird, gilt auch von den Frauen der Ruafa, unter denen es viele blauäugige, blondhaarige Schönheiten gibt. Die Frau des Rifi ist nicht wie die arabische und türkische die Haus- und Arbeitsklavin, sondern die gleichberechtigte Genossin ihres Mannes, deren größter Stolz ist, Gattin, Mutter und Tochter von Helden zu sein. Die Rifin, deren hoher Wuchs und stolze Haltung beweisen, daß sie sich ihres Wertes bewußt ist, steht auch in sitt-

licher Hinsicht auf einer ungleich höheren Stufe wie die Weiber der anderen Kabylen und Beduinen. Im Dorfe erscheinen Frauen und Jungfrauen dem eifersüchtigen Gesetz des Propheten entgegen meistens unverhüllt. Der heiratslustige Rifi weiß also, wen er zu seiner Gefährtin aus der Vormundschaft ihres Vaters durch eine Art von Brautkauf löst. Dieses „Lösegeld“ schwankt nach Artbauer bei Mädchen zwischen dreißig und dreihundert Mark für den Vater, während die Braut selbst und ihre Mutter Geschenke an Kleidern, Schmuck und Vieh erhalten. Dem Städter, der dem stolzen Sohn



Peñon de Velez, das spanisch-rifische Gibraltar.

der freien Berge als „Sultansflave“ verächtlich ist, wird, wenn er ein Rifmädchen freien will, das bräutliche Lösegeld so hoch geschraubt, daß er „den Gastfreund flieht mit Grausen“. Wir bringen die Bilder

eines Mädchens aus der Amara (Seite 69), einer Familie der Beni Said, der „Söhne des Glücks“ (Seite 71), von verhüllten Frauen desselben Stammes auf dem Markte (Seite 73) und schließlich einiger Gelaiaapröbllinge (Seite 74 und 75).

Der Rifi, den man nie ohne sein Gewehr, das „Mausir“ oder das „Chamasia“ genannte fünfschüssige Mausergewehr, sieht, für das er durchschnittlich zweihundertfünfzig bis dreihundert Mark, also soviel wie für seine Braut bezahlt, ist ein Meisterschütze. Der ärmste Teufel setzt seinen Stolz und seinen Ehrgeiz darein, ein Mausergewehr neuester Konstruktion zu besitzen, das er sich förmlich am Munde abspart. Die einst so gefürchtete langrohrige Steinschloßflinte, mit der die alten Rifleute früher ihren Erbfeinden, den Spaniern, die Hölle heiß gemacht haben, dient heute nur noch zum „Pulverritt“, einem Kriegsspiel, und den Knaben und Frauen als Übungswaffe. Bei jeder Gelegenheit veranstaltet der Rifi ein Wettschießen. Wird ein Riftnabe mannbar, dann wird er von seinem Vater in alle noch schwebenden Fälle von Blutrache, die den Stamm und seine eigene Familie angehen, eingeweiht, zugleich überreicht ihm die Familie einen Hinterlader älteren Systems. Der junge Mann ruht nicht eher, als bis er einen modernen Mehrlader im Besitz hat, mit dem er vor den Mädchen paradiere kann.

Im Herbst 1908 wurde Bu Hamara, der Prätendent, der zu Rasba Seluan im Süden von Melilla Hof hielt, wie unser Gewährsmann erzählt, den Riffstämmen unbequem. Nach einer beratenden Versammlung der Beni Uriachel und Gelaia sandten sie dem Aufrührer ein regelrechtes Ultimatum, binnen welcher Frist er sich aus ihrem Gebiet zurückziehen habe. Bu Hamara

schickte ihnen seinen Negergeneral Dschelali Mulador an der Spitze einer Strafexpedition, um sie zu züchtigen. Aber von den tausend Reitern, die jener mit hatte, blieb nach dem ersten Treffen ein Drittel tot am Platze, der Rest jagte mit verhängten Zügeln hin, woher er gekommen war. Binnen zwei Monaten gab es zwei weitere Gefechte und einen Sturm auf Kasba Seluan — und was des Sultans verschiedene Heerführer in sechs langen Jahren nicht fertiggebracht hatten, vollführten die Rifmannschaften in zehn Wochen. Ende Oktober floh Bu Hamara vor den trefflicheren Gewehren der Ruafa bis an den Gebirgsattel von Tasa, nordöstlich von Fes.

Der Tellerschuß auf Eier ist die Durchschnittsleistung des Riffschützen, dessen Treffsicherheit am schärfsten folgende Episode aus dem spanischen Rifkrieg von



Junge Amara Schönheit.

1909 illustriert: Spanische Scharfschützen feuerten vor Melilla zwei Stunden lang ununterbrochen nach der kaum tausend Schritte entfernten Stelle im Gebirge, an der sich früh morgens die kapuzenbedeckten Gestalten von feindlichen Riffleuten gezeigt hatten. Endlich hielten sie inne, und zwei Offiziere erhoben sich aus ihrer geschützten Lage, um sich mit ihren Feldstechern zu informieren. Im gleichen Augenblick erschienen dort zwischen den Steinen weiße, dünne Rauchwölkchen — und wenige Minuten später schleppten Sanitätsoldaten die beiden Offiziere tot aus der Verschanzung.

Die Ruafa besetzten die Höhen der den spanischen Besitzungen gegenüberliegenden Berge mit Wachtposten, die eifrig darüber zu wachen hatten, daß kein „Christiano“ die Grenze überschritt. Tat er es, so wurde er einfach niedergeknallt. Die Furcht der Spanier in den Presidios vor den Riffschützen war so groß, daß nur Soldaten die spärlichen Felder bebauten, aber auch sie taten das nur in Trupps von drei bis vier Mann und mit dem Gewehr neben sich. Um Besatzungen vorgeschobener Bollwerke das Essen zu bringen, gingen kriegsmäßig ausgerüstete Patrouillen vor. Die „Bürger“ der Presidios selbst lebten in stetem Belagerungszustand, und das nach vierhundertjährigem Besitz! So groß war die Angst vor den „Mausir“ der auf den Höhen lauenden Riffschützen, die an die Verteidigung ihrer erziehbaren geheimnisvollen Berge nicht nur ihre Ehre, sondern auch Gut und Blut setzten.

Der Prophet verbietet die Blutrache, der Rifi hält sie heilig. Die Blutrache ist in vielen Fällen nicht nur eine Angelegenheit der Familie des Getöteten, sondern Ehrensache des Stammes, der auch das Wergeld eintreibt, falls eine friedliche Beilegung der

Streitsache überhaupt möglich ist, die auf den Wochenmärkten und bei sonstigen Zusammenkünften der verschiedenen Riffstämme angebahnt wird. Die Familie des Täters sendet gewöhnlich die ältesten, angesehensten Stammesgenossen als Unterhändler ins „feindliche Lager“. Dieselben sind unantastbar und gelten als Parlamentäre. Das nach einigem Handeln stipulierte



Eine Familie der Beni Saïd.

Wergeld beträgt bis zu neunhundert Mark, in neuerer Zeit zwei bis vier „Mausir“ mit mindestens hundert Patronen zu jedem Gewehr. Bei Meuchelmord haben Unterhandlungen gar keinen Zweck. Hier heißt es: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut. Die Blutfehde hat oft Geltung bis ins fünfte Glied, und furchtbar sind die Kämpfe zwischen den betreffenden Familien und Stämmen, bis das Blut des zuerst Gefallenen geföhnt erscheint und die Opfer der Blutrache auf beiden Seiten „gerecht verteilt“ sind.

Ausschlaggebend sind hier die Frauen und Mütter

der Gefallenen; sie sind die eigentlichen Regisseusen dieser männermörderischen Tragödien. Und wenn der Sohn den Tod des Vaters oder Bruders an dem Mörder gerächt hat, dann preisen sie Allahs Güte; wenn aber der Täter flüchtig ist und der Mord ungesühnt bleibt, dann klagen die Frauen in ihren Gefängen, daß das Blut eines Helden vergeblich um Rache ruft. Flüchtig und unstet aber irrt der der Blutrache Verfallene, fern von den Stätten fröhlicher Menschen, um sich zum Erbfeind zu retten, der sein verfeimtes Leben schützt. Aus diesen Landflüchtigen, die der Spanier „Rifeños“ nennt, hatte vor dem letzten Krieg der Gouverneur von Ceuta eine Paradedruppe von hundertfünfzig Mann rekrutiert, hübsche, stämmige Burschen, deren Aussehen vorteilhaft vom eigentlichen spanischen Soldaten, dem verlumpten, mißgelaunten, unfrohen „Muchacho“ abstach. Bei Ausbruch des Krieges desertierten die meisten in die geliebten Berge. Die Blutschuld tilgten sie im Kampf gegen den Erbfeind.

Das erzeiche Rifbergland des Atlas, von dem die nicht unbegründete Sage geht, daß es ein Goldland sei, erstreckt sich nach geographischem und ethnographischem Begriff von der südlichen Säule des Herkules mit Ceuta im Westen bis zur oranisch-algerischen Grenze im Osten und bis zu den strategisch und handelspolitisch wichtigen Bergen von Tasa, dem Knotenpunkt der bedeutendsten marokkanischen Verkehrsstraßen im Süden. Den Ehrennamen Rifi nehmen freilich als Abkömmlinge der alten Rißpiraten die die Küstenberge von Tetuan im Westen bis zum Oschebel Hart und dem Kap Aqua im Osten bewohnenden Stämme für sich in Anspruch. Politisch eingeteilt ist das ganze Gebiet in die Provinzen Oscheballa und

Rif, beide zusammen so groß wie etwa das Großherzogtum Baden und mit mehr als einer Million Menschen. Das Gesamttrifgebiet gehört also neben der vom Atlantischen Ozean bespülten Landschaft el Gharb



Riffrauen auf dem Markt.

mit Tanger im Norden und Rabat im Süden zu den dichtest bevölkerten Gebieten Marokkos, ist aber unbekannter als der dunkelste Punkt des Dunklen Weltteils.

Der kriegerische, unbotmäßige Stamm der Andscheraleute bewohnt das Meerengebiet von Tanger

bis nach Ceuta; sie sind es, welche die Spanier von Ceuta in ständiger Furcht vor Überfall und Kleinkrieg erhielten. Um Tetuan wohnen die regierungsfreundlichen Uled Hausmar; ihre östlichen Nachbarn sind die Beni Maddan. Daran schließt sich der mächtige Stamm



Gelaiamädchen.

der Beni Said, von dem die größere Hälfte südlich von dem großen Stamm der Gelaia vor Melilla sich angesiedelt hat. Die westlichen Beni Said sind die Hüter des berühmten Grabes des marokkanischen Nationalheiligen Malai Abd el Slam, zu dem ganz Marokko wallfahrt.

Weiter östlich, am rechten Ufer des Uad Lahu bis zum Uad Uringa, haust der gewaltige, 200,000 Köpfe zählende Stamm der Amara,

deren Grundbesitz etwa 1500 Quadratkilometer beträgt. Die Amara und die Beni Said sind die reichsten Stämme der Provinz Dscheballa, deren Ostgrenze der Uad Uringa bildet, zugleich auch die Westgrenze des eigentlichen Rifs, dessen westlichste Stämme die Mtsuii el Bachar, kühne Matrosen und Fischer, und die Mtsuii el Dschebel, halbwilde Jäger, sind. Der reizende

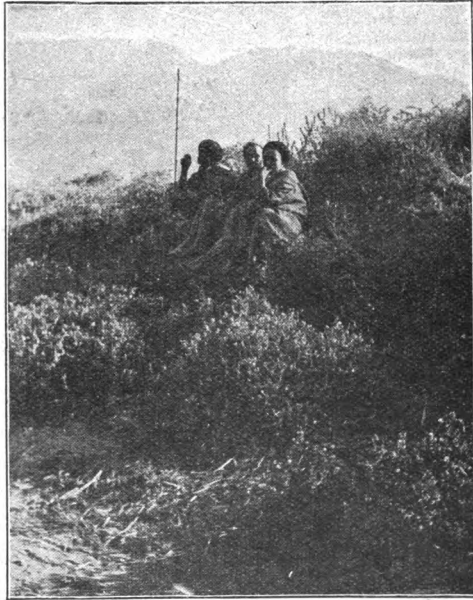
Uad Pitul, der durch die wilde Heimat der Mtsuii strömt, führt viel Goldsand mit sich, das sie in mühseliger Arbeit gewinnen. Auch Silber geben ihre Berge. „Zu allen Zeiten,“ schreibt Artbauer, „brachten sie



Gelaiakinder.

Goldschmieden und Silberarbeitern in Tetuan Stücke des wertvollen Gesteins. Aber nie gestanden die Bringer dieser Edelproben, daß sie aus den Bergen der Mtsuii kommen, aus begründeter Furcht, Fremde nach ihrer und ihrer Brüder Heimat lüstern zu machen.“ Denn der Rifi kennt den Goldhunger der Spanier zur Genüge und ihre Ländergier.

Im Süden der oben genannten Stammgebiete hausen westlich die Serkettrifi, die Uled Beschir, die Beni Nassir, äußerst kriegerische Sippen, die aus ihren eisen- und bleireichen Bergen, die auch reiche Silberadern zutage treten lassen, das ganze Rif mit Blei-



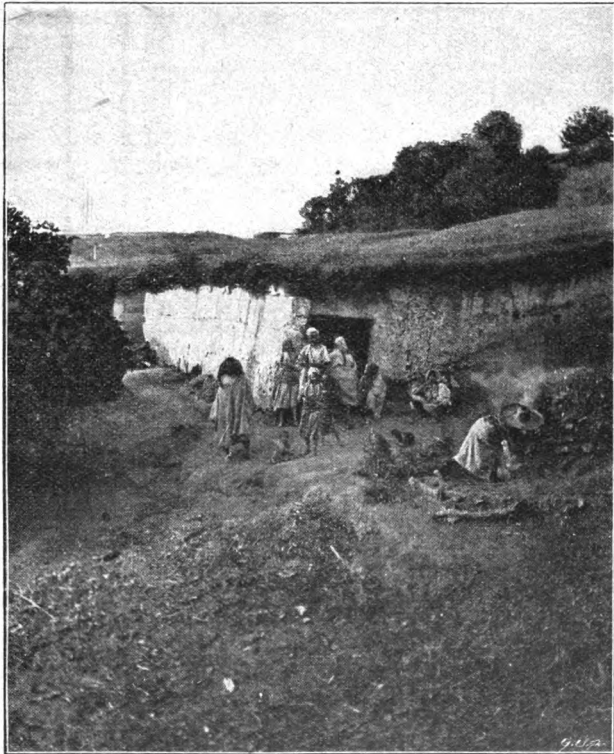
Rifwache.

kugeln und die Waffenschmiede von Tetuan mit jenem seltsamen weichen Eisen versorgen, das sich so wunderbar schärfen läßt.

Mit diesem Eisen und diesem Blei haben die wilden Bergberber sich gegen jeden Eroberer und jeden Sultan ihre Unabhängigkeit gewahrt. „Obwohl eine Straße gen Fes führt, ist es wie vor Jahrhunderten ein wildes,

unerforschtes Land, unbenützt liegen fruchtbare Bodenstrecken, unbehoben kaum abzuschätzender Erzreichtum.“

So ist es auch bei den Nachbarn der Beni Massir,



Rifwohnung, rechts Backofen.

den tapferen Bu Rnii, neben den Beni Uriachel die gefürchtetsten und mächtigsten Bergberber. Die Beni Uriachel sind eine Viertelmillion stark, kriegerisch und als reiche Leute alle mit fünfschüssigen „Mausir“ be-

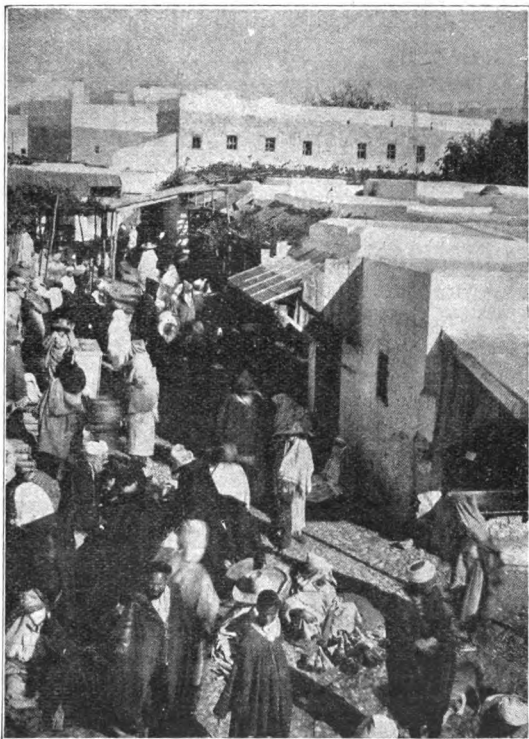
waffnet. Sie sind die Söhne des heiligen Marabut Uriachel und im Krieg die Führer aller Rißstämme, die sich den Tapfersten der Tapfern willig unterordnen. Sie waren es, die im Verein mit den Gelaialeuten dem Bu Hamara den Untergang brachten.

Die Uriachli beherrschen ein Gebiet, das sich von der Küste bis tief ins Innere zieht. Sie sind als die Hüter und die Besitzer des berühmten Taubenberg, des Oschebel Hamam, der so goldhaltig sein soll, daß er im Sonnenschein über und über glänzen soll, den noch kein Europäer betreten hat, von europäischen Großunternehmern viel umworben. Auf ihrem Gebiet im Vorland haben auch die in Marokko und im Riß als Deutsche sehr beliebten Gebrüder Mannesmann ihre Konzessionen. Die an Erzen reichsten Berge, vor allen den Taubenberg, aber hüfen sie wie der Cherub mit flammendem Schwert.

Der östliche Küstennachbar der Uriachli ist der Großstamm der Tamsamani, die mit den Uad Scheik eng verbunden sind und ein 40 Kilometer langes Küstengebiet beherrschen. Im bergigen Hinterland hausen die Beni Amirt und die Beni Tuffin. Die Uriachli und die Tamsamani stellen die Küstenwachen, die ängstlich darauf bedacht sind, daß keiner von den Christianos die 3 Kilometer breite Wasserstraße überseht, die sie von der klippenreichen Küste trennt. Der Küstennachbar der Tamsamani ist der Stamm der Beni Said, die mit ihren Grenznachbarn im Hinterland, den Beni bu Jahii, in erbitterter Fehde leben. Noch tiefer im Innern hausen die Ksennaia und die Lmtalsa, die Vorposten der großen Wüste.

Die nordöstlichen Nachbarn der Beni Said sind die aus dem letzten Krieg mit Spanien, aus den Kämpfen um Melilla berühmt gewordenen Gelaia. Die

Grenze gegen Oran bewohnen die Rebdani und die Beni Snassen, deren fruchtbares Gebiet indes seit Juni 1907 von französischen Truppen besetzt worden



Markt in Tetuan.

ist. Aber beide zählen nicht mehr zum eigentlichen Rif, für dessen Geschichte und dessen Geschick noch die südlichen Stämme der unbotmäßigen Haitia, der Sanhadscha und der Chiati bedeutsam sind. Berühmt wegen ihrer Unbotmäßigkeit sind auch die südlich von Tetuan

hausenden Maqmuda und Chmas, die treuen, tapferen Begleiter und Waffengenossen des kühnen Partiegängers Raifuli, des rifischen Helden, dessen Franzosenhaß jeder Rifi teilt.

Die Franzosen werden im Rif glühend gehaßt. Der Spanier aber wird verachtet, was mehr und schlimmer ist als gehaßt werden, und das nicht ohne seine eigene Schuld. Seit vierhundert Jahren lauert der „Castillano“ an den Pforten des Paradieses; seit vierhundert Jahren tönt es aus den Bergen zurück: Tod den Kastilianern! Spanien weiß, daß das ungastliche Gestade, das rauhe Gebirge, das einen so öden und trostlosen Anblick gewährt, reiche Täler von tropischer Fruchtbarkeit bergen; daß die unwirtlichen Berge in ihrem Innern fabelhafte Schätze hüten; daß der Rif ein Dorado und Paradies zugleich ist, hat aber in den vierhundert Jahren alles getan, um die Achtung der klugen, stolzen und ehrliebenden Ruafa zu verwirken. Nicht zuletzt durch das Menschenmaterial, das es solchem Segner als Kulturträger in den Presidios gegenüberstellte. Melilla, Alhucemas, das trutzige Peñon de Velez waren bis zum Jahre 1907, was Ceuta noch heute ist, Deportationsorte für Schwerverbrecher, Räuber und Mörder, Strafkommandos für pflichtvergeßene Offiziere und Beamte.

Spanien wird es noch viel Blut kosten, das Rif zu bezwingen, wenn es das überhaupt vermag.





Die einzige Tochter.

Novelle von Emma Haushofer-Merk.



(Nachdruck verboten.)

„Mein, Papa!“ sagte Lottchen, als ihr Vater sie schmunzelnd fragte, ob sie sich auf den ersten Ball freue. „Nein! Ich mag auf keinen Ball gehen! Ich möchte lieber auf das Gymnasium und studieren!“

Franz Gottlieb Marktgraff starrte seine siebzehnjährige Tochter an, als könne er seinen eigenen Ohren nicht trauen. „Waaa—s willst du?“

„Mein Abiturium machen und dann auf die Universität gehen und Vorlesungen hören,“ erwiderte Lottchen trotzig.

In der Zeitung hatte Marktgraff wohl gelesen, daß es junge Mädchen gab, die Ärztinnen oder gar Juristinnen werden wollten, und still vor sich hingelächelt über solche Tollheiten. Daß aber in seiner eigenen Familie solch ein Schredgespenst auftauchen könnte, das wäre ihm im Traume nicht eingefallen.

„Wie stellst du dir das denn vor?“ fragte er, vor Entrüstung kaum seiner Stimme mächtig. „Wir sollten dich fortlassen? Du könntest dich entschließen, fortzugehen von der Mama, von deiner Großmutter, von uns allen?“

Die Kleine schien den Gedanken gar nicht so schrecklich zu finden. „Wenn ich ein Bub wäre, würde es euch

selbstverständlich erscheinen, daß ich nicht ewig in Friedheim bleiben kann.“

„Aber du bist kein Bub!“ schrie der Vater sie an.

„Meine Freundin Alice darf auch aufs Gymnasium!“

„Natürlich! Die hat dir die Dummheiten in den Kopf gesetzt! Kochen sollst du lernen und in die Mädchenschule gehen, damit du eine gute Hausfrau wirst, aber —“

„Ich will keine Hausfrau werden! Ich will einen Beruf!“

„Bist du denn ganz verrückt? Stelle dir einmal vor, was die Großmutter sagen würde, wenn ich so etwas zugäbe!“

Franz Gottlieb Markgraff war ein streng erzogener Sohn und stand auch jetzt mit grauen Haaren noch stark unter dem Pantoffel seiner Mutter.

„Ach eine so alte Frau!“ warf das Mädchen schnippisch hin. „Was weiß denn die, wie jetzt die jungen Mädchen denken!“

Das goß Öl ins Feuer. „Was unterstehst du dich!“ fuhr er sie an.

Die Mama griff jetzt vermittelnd ein. „Lottchen überlegt es sich schon noch. Laß sie jetzt nur reden!“

Aber auch sie wurde angeschrien. „Bitte! Laß jetzt mich selber reden! Solche Ideen müssen mit Stumpf und Stiel ausgerissen werden, solche —“

Die stille, sanfte Frau Christine ließ sich so leicht einschüchtern, wenn ihr Gatte zornig wurde. Sie ging, ohne ein Wort zu erwidern, zu ihrem Stuhl zurück und setzte sich seufzend.

Aber da wurde Lotte erst recht kampflustig. „Ich hab' es mir schon längst überlegt! Ich mag nicht in Friedheim versauern, ich will nicht jeden Tag bei

einem anderen Familientaffee sitzen und Handarbeiten machen! Ich will was lernen wie die jungen Mädchen in der Stadt! Dafür kann ich doch nichts, daß es in diesem Nest kein Gymnasium gibt!“

Die Geringschätzung der Heimatstadt und der Familientaffees brachte Franz Gottlieb zur Raserei. Wer ihm noch vor ein paar Stunden gesagt hätte, daß er sein Herzblättchen, sein Lottchen so grimmig anschreien würde!

„So! Du magst nicht! Du willst nicht! Nun höre aber auch, was ich nicht will und was ich nicht mag! Ich will keinen Blauftrumpf! Ich will keine Studentin, keine Emanzipierte! Solange ich lebe, kommst du nicht ins Gymnasium — nie, nie! Ich müßte mich ja schämen vor meiner Mutter, vor der ganzen Familie!“

Lotte, die bisher als einziges verzogenes Töchterchen immer ihren Willen durchgesetzt hatte, war an einen so heftigen Ton nicht gewöhnt. Sie zeigte sich beleidigt, schlug die Tür hinter sich zu, daß die Wände zitterten, lief auf ihr Zimmer und schloß sich ein.

Als ihre Mutter endlich klopfte und mahnte, sie solle sich doch fertig machen zum Kaffee bei der Großmama, rief sie heraus: „Ich gehe nicht mit!“

Weder Bitten noch Drohungen erschütterten den Eigensinn des kleinen Trozkopfs, und so mußten die Eltern denn allein gehen.

Ein Familienunglück war's!

Man mußte nur wissen, was dieses siebzehnjährige Mädchen ihnen allen bedeutete.

Wie eine kleine Dynastie saßen die Martgraffs in Friedheim in Wohlstand und Ansehen. Der verstorbene Kommerzienrat hatte die großen Rattunfabriken gegründet, die seine Söhne Franz Gottlieb und Albert nun weiterführten. Der jüngste Bruder Ernst war

Arzt, und bei der verwitweten Kommerzienrätin, der allverehrten Großmama, die eine bedeutende Rolle spielte und als Königin-Mutter aufzutreten wußte, lebte auch noch die unverheiratete Tochter, die ihre Tage meist am Klöppelkissen zubrachte.

Über der sonst so von Glück getragenen Familie schwebte aber doch eine dunkle Wolke: sie war offenbar im Aussterben begriffen. Unter all den Kinderlosen, den Alten und Reifen war Lottchen das Hätschellind, das bißchen Jugend, der verzärtelte Liebling, von dessen Zukunft alles erwartet wurde. Man hatte sich so gefreut, daß sie nun auf Bälle gehen sollte, denn man wartete mit Spannung darauf, daß sie sich bald verlobte.

Und nun zerstörte sie in so rücksichtsloser Weise alle die schönen Pläne!

Nicht bloß die Großmutter und die Tante Amalie, auch alle Onkel und Tanten fühlten sich beleidigt und vor den Kopf gestoßen. Jedes erinnerte sich an die Liebkosungen und Süßigkeiten, mit denen man die Kleine überfüttert hatte, und rechnete ihr die Zärtlichkeit, die sie erfahren, als eine Schuld an, die sie nun in krasser Undankbarkeit zu vergessen schien.

Von der Stunde an war Lotte in Acht und Bann.

Eigentlich war sie ja tatsächlich von ihrer Freundin Alice mit ihren freizeithlichen Gelüsten angesteckt worden. Alice war nicht hübsch, hatte kein Vermögen, aber einen klugen Kopf und war daher entschlossen, sich eine selbständige Existenz zu gründen, da sie auf eine Versorgung durch die Ehe wenig Aussicht besaß. Mit ihrer freudigen Begeisterung hatte sie auch die Freundin zu erfüllen vermocht. Der heftige Widerstand, den Lotte fand, der bisher nie ein Wunsch ver sagt worden war, schürte ihr Begehren nur noch, statt es zu dämpfen.

Sie wurde immer troziger und verstockter, je mehr sie fühlte, daß sie alle ihre Verwandten gegen sich hatte.

Da man ihr den Verkehr mit Alice, der Tochter des Bürgermeisters, nicht wohl verbieten konnte, machte man hämische Bemerkungen über die Erscheinung des jungen Mädchens, spottete über ihre lange Nase, über ihre Sommersprossen und nannte sie vorlaut und eingebildet. Mit der Großmut der Jugend nahm sich Lotte der verkehrten Freundin an, und ihre Liebe zu der Altersgenossin steigerte sich nun zur Schwärmerei, je mehr man die Mädchen voneinander loszureißen suchte.

Solange ihr die Zuflucht zu der Vertrauten blieb, gab es in ihrem Kampf immer noch hochgestimmte Stunden; aber als dann im Herbst Alice wirklich nach München reiste, um die Gymnasialkurse mitzumachen, während Lotte mit allem Schmollen und Bitten nichts durchgesetzt hatte, verfiel sie in eine düstere Welt-schmerzstimmung.

Mit siebzehn Jahren hält man sich ja sofort für lebensmüde, wenn nicht alles nach Wunsch geht und wenn man sich obendrein langweilt. Niemand ging auf ihre Ideen ein, niemand suchte ihr mit freundlichem Humor zuzureden. Großmama schaute sie mit immer strengeren Augen an wie eine Verbrecherin, und ihr Verhalten gab den Ton an für alle anderen.

Die Geschenke, die Lotte zu Weihnachten bekam, hatten alle etwas Anzügliches, Vorwurfsvolles, sollten offenbar als stumme Mahner zur Umkehr wirken. Da lag ein Kochbuch — ein Nähzeug — ein dicker Band „Die Erziehung des jungen Mädchens zu echter Weiblichkeit“.

Mama hatte ihr freilich einen hübschen rosa Seidenstoff zu einem Ballkleid unter den Baum gelegt. Aber

wenn Lotte ihr auch gerührt dankte, in ihren Prinzipien ließ sie sich nicht wankend machen. Nein — tanzen würde sie nicht! Gerade, weil man sie mit oberflächlichen Zerstreuungen von ihrem Lebensziel weglocken wollte, mußte sie fest und sich selbst getreu bleiben!

Freilich — oft genug heulte sie in ihrem Zimmer, weil es gar so langweilig war.

Plötzlich im Frühjahr kam ein Umschwung. Man wurde wieder zärtlich gegen sie. Man erinnerte sich an die Ledereien, die sie am liebsten hatte. Sie war auf einmal wieder „das süße Lottelchen“, „das liebe Mäuschen“.

So auffällig verwandelt war der Ton, daß sie sich oft fragte, was das wohl zu bedeuten habe.

Mama bestand darauf, daß das neue rosa Seidenkleid gemacht werde, und drängte die Schneiderin zur Anprobe.

„Aber das eilt doch gar nicht!“ meinte Lotte. „Ist denn ein Fest? Wozu denn?“

„Ach, nur für alle Fälle! Du mußt doch was Besseres haben!“ sagte die Mutter verlegen.

Sie waren keine großen Diplomaten, diese braven Markgraffs. Wenn Lotte einmal ganz unvermutet in einer der gleichförmigen Gesellschaften einen jungen Herrn getroffen hätte, so würde sie sich wohl über die Abwechslung gefreut haben, die eine neue Note in die ewige Familiensimpelei hereinbrachte. Aber nun hatte man sie mit der vorbereitenden Freundlichkeit mißtrauisch gemacht.

Als sie den plötzlich auftauchenden fremden Gast sah, brauchte sie die gespannten Mienen gar nicht zu beobachten; denn sie wußte sofort: Also das ist's! Einen Freier wollen sie mir aufnötigen! Sie meinen, vor dem

ersten besten werde ich auf meine Zukunftspläne verzichten! Oh, sie sollen sich gründlich täuschen!

Alle Romane fielen ihr ein, in denen ein junges Mädchen sich unter dem Zwang der Familie einem ungeliebten Mann verlobt und dann steinunglücklich wird.

Nein, so leicht ließ sie sich nicht in die Falle locken! Heutzutage waren die jungen Mädchen keine sanften Lämmer mehr, die man wehrlos zur Schlachtbank schleppte!

Leider war sie viel zu wenig an den Verkehr mit jungen Herren gewöhnt, viel zu ungewandt, um „ihn mit den Dornen fortzustecken“, wie es in dem Gedicht von Heine heißt. Sie fühlte sich zu ihrem heimlichen Ärger schüchtern und verlegen vor ihm.

Emil Bergmeister war eine elegante Erscheinung und bewegte sich mit der Sicherheit eines vielgereiften, wohlherzogenen jungen Weltmenschen. Er war mit seinen sechsundzwanzig Jahren schon Teilhaber in dem großen Exportgeschäft des Vaters in Mannheim und hatte die heitere Laune eines lebensfrohen Rheinländers. Er gab sich anfänglich auch ehrliche Mühe, die junge Dame, die man neben ihn gesetzt hatte, zu unterhalten, aber Lotte, der in ihrer Befangenheit gar keine witzigen Antworten einfielen, konnte ihre Absicht, sich widerborstig gegen ihn zu zeigen, nur durchführen, indem sie möglichst einsilbig und wortkarg blieb.

„Sie spielen gewiß Klavier, gnädiges Fräulein?“

„Nein.“

„Laufen Sie Schlittschuhe?“

„Manchmal.“

„Radeln Sie auch?“

„Nein. Papa will es nicht.“

„Kennen Sie Mannheim?“

„Nein. Aber ich denke es mir ungefähr so langweilig wie Friedheim.“

Der erste längere Satz. Und er tränkte ihn auch wirklich!

Es war nur gut, daß auch sein Vater mitgekommen war, ein lebhafter, lustiger Herr, der immerfort Schnurren erzählte.

Am nächsten Tag war Abendgesellschaft bei Franz Gottlieb — den Fremden zu Ehren.

Mama bestand darauf, daß Lotte das neue Kleid anziehen sollte. Sie weigerte sich erst, behauptete, sie sehe gar nicht ein, wozu sie sich besonders pußen sollte, aber die bittenden Augen der Mutter erreichten doch, daß sie schließlich nachgab. Das Opfer war ja nicht allzu groß, und sie war überzeugt, daß es ihr trotzdem gelingen würde, so unausstehlich wie nur möglich zu sein. Aber hübsch sah sie doch aus. Die weiche Farbe stand gut zu ihrem zarten Teint, und man sah den entzündenden weißen Hals, auf dem sich der kleine Kopf mit den schweren Flechten in einer besonders schönen Linie aufbaute. Alle Tanten versicherten mit feierlicher Miene: „Reizend, Rindchen! Reizend bist du heute!“

Emil Bergmeister überreichte ihr einen Strauß prachtvoller Rosen.

Es waren die ersten Blumen, die sie von einem Fremden bekam, und sie liebte gerade diese „Gloire de Dijon“ mit den kraftvollen Stielen und den großen schweren Blumentöpfen ganz besonders. Aber sie ließ das Bukett nachlässig auf den Tisch fallen. Sie wußte ja, daß alle sie anblickten, daß man mit Neugier ihre Miene studierte, und sie hütete sich, eine Regung der Freude zu verraten.

Mama nahm schließlich die Rosen in Verwahrung und trug sie nach Hause.

Lotte hatte sich ausgebeten, neben dem älteren Gast sitzen zu dürfen. Papa fand das zwar wunderbar, aber man wollte doch den kleinen Trozkopf nicht stutzig machen, und so gab man ihr nach. Bergmeister senior war denn auch wieder nach einigen Gläsern in so vorzüglicher Laune, daß ihr erkünstelter Ernst nicht standhielt. Während des Essens unterhielt sie sich ausgezeichnet mit ihrem Tischnachbarn, der ihr die ältesten Anekdoten noch als neu aufstischen und damit ihr hellstes Kinderlachen erwecken konnte.

Emil ihr gegenüber versuchte ein paarmal, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Aber sie bemerkte sofort, wie die Tanten dann aufgeregt und gespannt herhorchten. Diese neugierigen Augen machten sie verwirrt und ablehnend, übellaunig und kurzangebunden.

Auf dem Heimwege sagte der junge Mann voll Entrüstung zu seinem Vater: „Es hat doch immer geheißt, die kleine Marktgraff sei nicht bloß ein Goldfisch, sie sei auch ein nettes, lustiges, natürliches Mädel!“

„Ist das etwa nicht so?“ rief Bergmeister senior, stehen bleibend voll Begeisterung. „Zu lieb hat sie ausgesehen! Das mußt du doch zugeben, wenn du nicht mit Blindheit geschlagen bist!“

„Ihr Aussehen — ja das geht! Aber was hilft mir denn, daß sie hübsch ist, wenn sie gar nichts zu sagen weiß! Ein affektiertes, langweiliges Gänschen ist's, das ihr mir da aufhängen möchtet! — Ich danke!“

„Du weißt halt nichts zu reden mit solch einem jungen Dingelchen! Mit mir hat sie fortwährend geschwätzt und gelacht! Ich tät' mich auf der Stelle selber in sie verlieben!“ lachte der alte Herr in seiner angeheiterten Stimmung.

„Bitte — ich hab' nichts dagegen!“ warf Emil mit einem Achselzucken hin.

Der alte Herr lachte laut auf. „Deine Stiefmutter möchtest du dann vielleicht mit anderen Augen ansehen!“ Dann fügte er etwas ernster hinzu: „Morgen gehen wir wieder hin, und so nach und nach wird sie schon zu-
traulicher werden.“

„Ich verspüre gar keinen Beruf, diese Friedheimer Widerspenstige zu zähmen!“ sagte Emil mißmutig und gähnte, als sie in ihr Hotel traten, in dem schon alles in tiefem Schlummer lag.

Während die heimgehenden Gäste also über sie sprachen, war Lotte mit heißen Wangen noch in das Schlafzimmer ihrer Eltern gestürzt und hatte flehentlich gebeten: „Papa! Ich möchte so schrecklich gern morgen nach München! Eben finde ich diesen Brief von Alice, und sie schreibt mir, daß morgen abend in München ein Vortrag sein wird von Fräulein Doktor Böhmer aus Berlin. Ich könnte ja bei Mamas Freundin, bei Frau Stockhausen, absteigen, die mich schon so oft eingeladen hat. — Bitte, Papa, laß mich hin!“

Franz Gottlieb, der eben seine Uhr aufzog und sehr schläfrig war, brummte ärgerlich: „Was soll nun das wieder heißen? So eine Idee! Wegen eines Vortrags wirst du nach München fahren! Es geht doch auch gar nicht — jetzt, wo wir Besuch haben!“

„Was kümmert mich der Besuch!“ rief Lotte heftig.

„So! Der kümmert dich nicht! Ich meine —“

Frau Christine machte ein abwehrendes Zeichen und bat mit mahnendem Blick, nichts zu verraten.

So unterbrach er denn auch seinen Satz, fuhr aber um so gereizter fort: „Was soll das denn für ein Vortrag sein? So eine überspannte Frauenrechtlerin wahrscheinlich, die eingesperrt werden sollte!“

„Sie spricht über weibliche Berufe und soll eine sehr sympathische und geistvolle Persönlichkeit sein.“

„Das fehlte gerade noch! Daß sie dir nur noch mehr verrückte Ideen in den Kopf setzt! Nein, daraus wird nichts! Du könntest es nun allmählich wissen, daß ich für solche Geschichten nicht zu haben bin!“

Lotte brach in ein so leidenschaftliches Schluchzen aus, daß die Eltern erschrakten.

„Oh, bin ich unglücklich!“ stieß sie unter heißen Tränen hervor. „Nichts darf ich sehen von der Welt! Nichts darf ich hören, was mich interessiert! Glaubt nur nicht, daß ich nicht gemerkt hätte, was der Besuch bedeutet, für den ich das neue Kleid anziehen mußte! Verschachern wollt ihr mich! Einen Mann wollt ihr mir aufnötigen! Aber lieber geh' ich ins Wasser! Ich mag überhaupt nicht mehr leben! Ich wollt', ich wär' tot!“

„Aber Lottchen — Kind! Du sollst ja nicht gezwungen werden!“ suchte die Mutter die Weinende zu trösten.

Sie führte Lotte in ihr hübsches, ganz in Weiß und Rosa gehaltenes Zimmerchen, in dem neben dem spitzenbefehten Bett die kleine elektrische Lampe brannte, hatte ihr das elegante Kleid auf, das sie noch anhatte, flocht ihr die Haare und brachte es endlich fertig, daß sie zu weinen aufhörte.

Aber mit fest aufeinandergedrückten Lippen starrte sie vor sich hin, und als die Mutter ihr gute Nacht sagte, da warf sie die Arme um ihren Hals und küßte sie leidenschaftlich.

Ganz gerührt und getröstet von diesem Ausbruch zärtlicher Liebe lehrte Christine in ihr Schlafgemach zurück. —

Am anderen Morgen erschien Lotte nicht beim Frühstück.

Der Papa war etwas ungehalten darüber, aber die Mutter meinte: „Ach, sie hat gewiß lange nicht einschlafen können! Sie soll sich nur ausruhen!“

Man ging auf den Zehenspitzen umher, um das Kind nicht zu stören, und das Stubenmädchen wurde ausgezankt, weil sie eine Türe laut schloß.

Aber als es elf Uhr geworden war und sich noch immer in dem weiß und rosa Schlafgemach nichts regte, wurde es der Mama doch ängstlich zumute. Leise trat sie über die Schwelle — und stieß einen Schreckensschrei aus.

Lotte war nicht da! Die Kissen, über die die bestürzte Mutter hinstrich, fühlten sich ganz kühl an.

Sie klingelte, sie rief, sie ließ ihren Satten aus dem Bureau holen. Es wurde ein förmliches Verhör mit dem Dienstpersonal angestellt. Aber niemand hatte das gnädige Fräulein fortgehen sehen.

Nach einer Weile erinnerte sich endlich der Hausmeister, daß allerdings gegen sechs Uhr morgens die Haustüre geöffnet worden sei, aber da die Köchin der Herrschaft um diese Zeit häufig zur Kirche gehe, sei ihm das nicht weiter aufgefallen.

Franz Gottlieb, der ganz verstimmt war und nach einem Sündenbock suchte, um seinem gepreßten Herzen Luft zu machen, schrie die Köchin wütend an: „Wie oft habe ich das frühe Fortlaufen schon verboten! Sie haben doch auch später Zeit genug!“

Rike, das Stubenmädchen, freute sich, daß die Köchin, der Drache, einmal eine Rüge bekommen, und sicherte heimlich. Aber sie war schlau genug, sich rasch zu entfernen, ehe auch über sie ein Donnerwetter hereinbrach.

Die Eltern waren allein und schauten sich schreckensbleich in die Augen.

„Sie wird nach München sein, der Trozkopf!“ sagte Franz Gottlieb, und es klang wie ein Wort der Erlösung.

„Dann wäre sie längst dort, Papa! Dann müßte sie bei Stockhausens sein! Man könnte telephonieren!“ stammelte die Mutter mit blassen Lippen.

„Aber freilich! Natürlich! Ich bringe dir gleich die Beruhigung, Mama!“

Das Telephon war im Bureau. Nach einer Viertelstunde lehrte Franz Gottlieb zurück mit finsterem Gesicht und schüttelte traurig den Kopf.

Man wußte bei Stockhausens nichts von dem Kind.

Und nun geschah etwas Überraschendes. Die stille, sanfte und geduldige Frau Christine wendete sich plötzlich in leidenschaftlicher Empörung gegen ihren Gatten.

„Mein Lottchen, mein Kind! Sie hat sich was angetan! Du — du hast sie in den Tod gejagt mit deiner Strenge! Es ist ja gar kein Wunder, daß sich ein junges Geschöpf hinaussehnt aus diesem Nest, aus diesem Haus, in dem sich alles nur um deine Mutter dreht und nur geschehen darf, was die alte Frau will! Ich begreife ja beinahe selbst nicht, wie ich das zwanzig Jahre lang ertragen habe! Aber wenn mein Kind nicht wiederkommt, wenn sie aus Angst vor der Verlobung, die allein euer Werk war, ins Wasser gegangen ist, dann laufe ich ihr nach, dann halte ich es nicht länger aus! Dann sollt ihr's nur wissen, daß die Tyrannei deiner Mutter es war, die uns so weit brachte!“

In wirrer Bestürzung blickte Franz Gottlieb auf seine sanfte Lebensgefährtin, die in dieser erregten Stunde einen Groll, eine Erbitterung zeigte, von der er niemals eine Ahnung gehabt.

„Aber Christine! Sei doch vernünftig! Unsere Lotte! Wie sollte sie denn — Wie kannst du das nur denken! Es ist ja Wahnsinn!“ sagte er tonlos.

„Oh, ich weiß, wie leidenschaftlich sie mich gestern abend umarmt hat!“ stöhnte die arme Mutter. „Das war ihr Abschied!“

Man hatte es auch im Nebenhause schon erfahren, daß Lotte fort sei. Die Tanten kamen zur Familienberatung. Man schickte zu Bürgermeisters um die Adresse von Alice, man zog Erkundigungen ein — natürlich ganz distret und vorsichtig, denn man vergaß keinen Augenblick, was für ein Aufsehen solches Vorkommnis in der Familie Markgraff in der Stadt machen mußte, und die Verwandten empfanden eigentlich mehr Beschämung und Ärger als Schmerz und Angst.

Schließlich war doch das wahrscheinlichste, daß Lotte zu dem Vortrag nach München gefahren war, und Franz Gottlieb blieb nichts anderes übrig, als sie da zu suchen.

Es war nur ein Personenzug, in dem er dann quälend langsam dahintrollte. An jeder Station wurde gehalten, und er verging fast vor Ungeduld, Bohn und Sorge.

„Das ungeratene Kind! Ich werde ihr aber die Meinung sagen!“ grollte er und ballte die Faust, und gleich darauf preßte ihm die Angst schier das Herz ab.

Mein Lottchen, mein liebes! Wenn ich das Kind nur wieder hätte!

Dann stand ihm das verstörte Gesicht seiner Frau plötzlich vor Augen, und er besann sich aufsteufzend auf deren wilde Anklage.

Wie seltsam, daß Christine in ihrer Aufregung sich so feindselig gegen seine Mutter geäußert! Er hatte

niemals auch nur geahnt, daß sie unzufrieden war, sich zurückgesetzt fühlte.

Mit dem Frühlingswind, der zum Fenster hereinwehte, in der schönen lichtblauen Abendstimmung tauchten ihm auch Erinnerungen auf, die lange geschlummert hatten — an die eigene Jugend, an die Zeit, da auch sein Herz, das nun so korrekt und stetig klopfte, von Sehnen und Wünschen beunruhigt worden war.

Merkwürdig! Je weiter weg er kam von seinem Heim, von dem Einfluß der alten Frau, desto weniger grollte er über die Flucht der Tochter, desto mehr begriff er die Unrast, die sich in dem jungen Geschöpf regte, desto mehr ward er geneigt, ihr ihren tollen Streich zu verzeihen, wenn er ihr nur wieder in das liebe Gesicht schauen durfte!

Endlich kam er doch in München an. Aber es dämmerte schon, als er mit hämmerndem Herzen bei Stockhausens die Treppe emporstieg. Hier war ein Besuch zu der späten Stunde etwas Ungewohntes, und man schaute ihn verwundert an, als er gleich mit der Frage herausplakzte: „Wißt ihr noch immer nicht, wo Lotte ist?“

Man hatte nichts von ihr gesehen und gehört, und Frau Stockhausen, eine behäbige Frau, die schon ihren Schlafrock anhatte, konnte sich gar nicht fassen.

„Nein so was! Fort ist sie also und hat nicht gesagt, wohin!“ Ihr standen gleich die Tränen in den Augen. „Man liest doch immer so allerlei in der Zeitung!“ sagte sie und machte dem armen Franz Gottlieb nur noch banger. Sie hatte auch keine Ahnung, wo ein Vortrag von einer Dame sein könnte. Um so etwas kümmerte sie sich nicht.

Dem armen Vater blieb nichts übrig, als in die

Pension zu fahren, wo Alice wohnte. Das junge Mädchen war aber nicht zu Hause. Ob sie heute Besuch gehabt, wußte man auch nicht. Aber — richtig. Von einem Vortrag im Café Luitpold hatte sie gesprochen, weil sie spät heimkommen würde.

Beifallsklatschen schlug Franz Gottlieb entgegen, als er, ganz erschöpft, vor dem Saal im Café Luitpold seinen Überzieher abgab. Dann wurde es still. Er trat in eine schweigende, mit Interesse lauschende Versammlung, fand gerade noch einen freien Fleck, wo er sich wenigstens an die Türe anlehnen und aufatmen konnte. Der Schweiß stand ihm auf der Stirne.

In den ersten Minuten konnte er überhaupt nichts erkennen. Er sah sich förmlich einem Meer von Frauenköpfen gegenüber — jungen und älteren, blonden, braunen, grauen.

Unruhig spähte er umher, aber es waren lauter Fremde. Eine wahre Verzweiflung wollte ihn schon erfassen. Was sollte er denn hier? Was ging diese Versammlung ihn an, wenn sein Kind nicht darunter war? Wo aber sollte er sie dann suchen? Versäumte er nicht am Ende nutzlos hier seine Zeit?

Plötzlich meinte er ein bekanntes Profil zu entdecken: Alice mit der langen Nase und der hohen Stirn. Wie angezogen von seinen forschenden Augen wendete sie ihm ihren Blick zu, zuckte zusammen und tuschelte mit ihrer Nachbarin. Und nun endlich sah er das strahlende, versunkene, verklärte, glühende junge Gesicht, das er suchte!

In seiner freudigen Aufregung trat er unwillkürlich einen Schritt vor und rief: „Lotte — Lotte!“

Von allen Seiten trafen ihn entrüstete Blicke. Alles zischte. Er mußte wieder an seinen Platz zurück und stillhalten.

Nun, da die Angst von ihm wich und er wieder nüchtern und gelassen wurde, richtete er auch einen prüfenden Blick auf die Rednerin.

Während der Reise war sie ihm immer mehr zum Ungeheuer emporgewachsen — sie, die allein sein Familienunglück verschuldet hatte. Er war überzeugt gewesen, daß sie ein hartes Vogelgesicht, kurze Haare, einen Kneifer auf der Nase und einen megärenhaften Ausdruck haben müsse. Als ein Schauerweib, als eine Art Petroleuse war sie ihm vor Augen gestanden. Nun enttäuschte ihn gewissermaßen ihre Erscheinung. Er mußte zugeben, daß sie gar nichts Auffälliges hatte, ja, daß sie sehr fein ausah — eine schlanke Gestalt in einem eleganten grauen Seidentkleid, ein liebes Gesicht mit dunklen Augen. Nicht einmal kurze Haare hatte sie. Und er fühlte fast instinktiv den Reiz der sympathischen Stimme, die durch den Saal klang.

Aber freilich, gerade weil sie einen angenehmen Eindruck machte, war sie um so gefährlicher! Zuweilen fand er auch, daß sie ganz Vernünftiges sagte. Na ja, für arme Dinger, die kein Geld hatten, mochte es ja recht lobenswert sein, wenn sie beizeiten etwas lernten. Aber was ging das sein Lottchen an? Sie hatte das doch wahrlich nicht nötig! Der verdrehte sie nur den Kopf, dieses Fräulein Doktor, dieser weibliche Rattenfänger von Hameln!

Er ersehnte ungeduldig den Schluß. Je hungriger und müder er sich fühlte, desto gereizter wurde seine Stimmung.

Da entdeckte er plötzlich unter den wenigen anwesenden Herren ein bekanntes Gesicht. War das nicht sein alter Freund Max Keller, den er jahrelang nicht mehr gesehen hatte und nun gerade hier in der Frauenversammlung treffen sollte? Wie merkwürdig! Er

hatte doch ein Gefühl, als würde es ihm leichter ums Herz, seit er den Bekannten in der Nähe wußte.

Auch Keller hatte ihn bemerkt, und als nun endlich am Schluß der Rede eine Pause entstand, in der man sich etwas bewegen konnte, trat er auf Markgraff zu und schüttelte ihm erfreut die Hand.

„Ist das ein reizender Zufall! Du wieder einmal in München!“

Franz Gottlieb war zerstreut. Er wollte doch zunächst seine Tochter aus der gefährlichen Umgebung herausreißen. Aber sie stand wie eingeteilt in einem Gewirr von jungen Damen, und er mußte die Ellbogen brauchen, um an ihre Seite zu gelangen.

Mit zürnender Miene trat er auf sie zu und brummte: „Du machst ja hübsche Sachen! Eine solche Dummheit ist mir doch in meinem Leben noch nicht vorgekommen!“

Aber sie schaute mit begeisterten Augen auf ihn und flüsterte: „Es war doch wunderschön! Ich bin nur froh, daß du den Vortrag jetzt auch gehört hast, Papa!“

„Und an unseren Schrecken dachtest du nicht? Warum hast du nicht wenigstens einen Zettel zurückgelassen, damit man wußte, was aus dir geworden war? Warum bist du nicht zu Stockhausens gegangen?“

„Ach, dann hättet ihr gewiß telephoniert, ich dürfe nicht in die Versammlung, und sie hätten mich nicht fortgelassen! Heute abend habe ich Mama eine Depesche geschickt. Ich mußte ja her und wenn ich zu Fuß hätte laufen müssen!“

„Nun, wir sprechen noch zu Hause über dein Benehmen! Es ist jetzt höchste Zeit, wenn wir den Schnellzug noch erreichen wollen!“

„Ach, Papa — bitte, nicht!“ flehte sie und hatte gleich die Tränen in den Augen.

Da fand sie unerwartet einen Beistand. Max

Keller war Markgraff durch das Gedränge nachgegangen und hielt ihn am Rockärmel fest.

„Nichts da! Jetzt wird nicht ausgekniffen! Wenn sich zwei alte Freunde endlich wieder einmal zusammenfinden, geht's nicht so schnell. Der heutige Abend gehört mir!“

Franz Gottlieb war innerlich ganz froh, daß er nicht gleich wieder zur Bahn mußte und dabei doch seiner väterlichen Autorität nichts vergab, wenn er blieb. „Also in Gottes Namen! Aber dann rasch hinaus, damit ich an diesem Unglückstag doch auch noch was zu essen kriege!“

Keller hatte auch eine Tochter, die in der Frauenversammlung anwesend war. So gingen denn auf der Straße die beiden Mädchen voran, die Väter hinterdrein.

„Mein Mädel lernt hier. Sie will Malerin werden,“ sagte Keller. „Ich bin heute auch nur zu Besuch da. Ich bin ja jetzt Bezirksarzt in Weilheim. Es ist mir sauer genug, daß ich sie hier in Pension geben mußte. Aber sie hat Talent, und ich meine, man muß heutzutage den Töchtern eine Ausbildung geben, damit sie auf eigenen Füßen stehen können.“

„Unsinn!“ brummte Markgraff übellaunig. „Meine Lotte will aufs Gymnasium, aber ich will nichts wissen von diesen modernen Überspanntheiten!“

„Dir könnte das aber doch gar nicht schwer fallen — dem reichen Markgraff!“

„Ach, die Geldfrage ist es ja auch nicht!“

Man stand nun vor dem Hotel, in dem Markgraff noch ein Zimmer für Lotte bestellen wollte, da er sie nicht bei Alice lassen mochte.

Während man auf der Straße auf ihn wartete, bestürmten die beiden Mädchen, die sich rasch angefreundet hatten, den gutmütigen Keller.

„Vater, du mußt dem Herrn Marktgraff zureden, daß er Fräulein Lotte hier läßt!“

„O ja!“ flehte Lotte mit rührendem Augenaufschlag. „Ich bin ja todunglücklich, wenn ich wieder nach Friedheim zurück muß!“

Keller hatte der Bitte von einem hübschen Frauenmund nie zu widerstehen vermocht. Er versprach denn, zu tun, was er konnte, und als dann sein Freund sich mit einem guten Nachtessen und einem Glas Bier gestärkt hatte und wieder zugänglicher wurde, redete er eifrig auf ihn ein.

„Wie kannst du nur so grausam sein gegen diese reizende Tochter! Sie ist ja doch deine Einzige! Und wenn sie sich unglücklich fühlt in Friedheim —“

„Ach was, sie ist ein undankbares Geschöpf! Du kannst mir glauben, daß sie es gut hat, daß sie von der ganzen Familie auf den Händen getragen wird —“

„Schau, Franz Gottlieb! Mir kommt so vor, als hätte sie es allzu gut. So eine Einzige wird immer ein bißchen verwöhnt. Und es wäre ihr gewiß recht gesund, wenn sie einmal in eine Umgebung käme, wo sie nur eine unter vielen ist. Eines würde sie auf dem Gymnasium sicher lernen: daß sie nicht der Mittelpunkt der Welt ist wie in Friedheim.“

Von dieser Seite hatte Franz Gottlieb die Sache noch nie angesehen. „Ja — ja!“ sagte er. „Gesund wäre ihr das vielleicht! Aber ich will doch, daß sie sich verheiratet! Ich mag doch nicht deshalb arbeiten und Geld verdienen, damit meine Tochter eine Gelehrte wird, die sich abradern muß, und die dann ihrem Beruf zuliebe eine alte Jungfer bleibt!“

Max lachte. „Du lieber Gott! Bis dahin ist's noch lang hin! Gar so bequem ist das Studieren nicht, weißt du! Und ein Mädel, die muß noch viel mehr Energie

aufwenden als unsereiner. Besonders eine Erbin wie deine Tochter, die nicht von der Sorge um die Zukunft vorwärts getrieben wird. Warte es nur ab, ob sie nicht genug kriegt, bis sie ihr Abiturium macht, ob's ihr nicht bald zu dumm wird, sich so zu plagen! Dann kann sie dir wenigstens später nicht vorwerfen, du hättest sie abgehalten, ihr Leben nach ihrem Geschmack einzurichten. Unter uns gesagt: ich hoffe ja auch, daß meine Frida einen netten Mann findet und die Staffelei beiseite schiebt. Bis dahin aber lasse ich sie ruhig malen.“

Franz Gottlieb war nachdenklich geworden. Man saß noch bis Mitternacht zusammen, schrieb natürlich auch verschiedene Postkarten nach Hause, und als man auseinander ging, war der erst so grimmige Vater so angeheitert, daß er Lottchen beim Gutenachtsgen die Wangen tätschelte, als wären sie wieder ganz gut Freund miteinander. —

Am nächsten Vormittag machten sie eine Spazierfahrt in den Englischen Garten, und während sie in dem Frühlingssonnenschein dahinrollten, fiel es Franz Gottlieb plötzlich wieder ein, wie leidenschaftlich und verbittert seine gute Christine gestern gewesen war.

Ja, wofür plagte er sich denn, wenn die beiden Menschen, die ihm am nächsten standen, unglücklich waren in all seinem Wohlstand? Warum sollte er also gegen sein einziges Mädchel unerbittlich sein?

Freilich — der Gedanke an seine Mutter war ihm sehr beklemmend. Aber du lieber Gott! Einen Familienstand gab es nun auf alle Fälle wegen Lottes Flucht und der vereitelten Verlobung. Vielleicht hatte es sogar etwas für sich, wenn ihnen das Kind jetzt nicht vor Augen kam.

„Lotte, wo ist denn dieses Gymnasium, nach dem dein Sinn steht?“ fragte er.

Lotte sprang so freudig auf, daß sie fast aus dem Wagen gefallen wäre. „Papa, darf ich hier bleiben?“

„In Gottes Namen! Schinde dich, wenn du meinst, daß es dein Glück ist! Wir telegraphieren, daß deine Mutter hierher kommen soll!“

„Papa, du bist doch der beste, der liebste, der modernste von allen!“ jubelte Lotte in einem Rausch des Entzückens. „Oh, Alice wird Augen machen! Es ist ja herrlich!“ rief sie, als wäre ihr das Tor zum Paradies geöffnet worden.

Die Ankunft ihrer Mama, das Suchen nach einer feinen Pension, die Vorstellung bei dem Leiter der Gymnasialkurse, die Spannung, ob sie jetzt schon aufgenommen werden würde, dazwischen eine Wagneroper, die sie sehen durfte, dann der Abschied von den Eltern — das waren so starke Eindrücke für Lotte gewesen, daß sie meinte, sie habe in diesen Tagen überhaupt zum ersten Male so recht gelebt.

Auf dem Heimwege vom Bahnhofe, wo sie bei der letzten Umarmung von Mama ein paar Tränlein zerdrückt hatte, kam nach der Rührung wie ein Rausch das Gefühl ihrer Freiheit über sie. Einmal ganz tun dürfen, was sie wollte! Himmlisch war das!

In einer seligen Stimmung räumte sie ihre Sachen in dem Stübchen in der Pension ein, das freilich nicht so hübsch und nicht so geräumig war wie ihr Zimmer zu Hause. Aber doch was Neues, was anderes! Und in München! Nicht in dem Nest — in Friedheim!

Und dann begann der Ernst.

Nun hieß es jeden Tag früh aufstehen. Auch wenn sie sich müde und elend fühlte am Morgen, kam nicht wie sonst die Mama und brachte ihr den Tee. Kein Stubenmädchen half beim Anziehen. Sie mußte selbst

den Knopf annähen, der fehlte. Auch das Frühstück war nicht so gut und so reichlich wie daheim. Aber sie war stolz auf diese Entbehrungen, und mit Feuereifer fing sie zu lernen an.

Es schien ihr ja so köstlich, etwas zu tun zu haben, sich nicht schon beim Erwachen fragen zu müssen, was machst du nur heut, damit du dich nicht gar zu tödlich langweilst?

Jetzt waren ihre Tage so ausgefüllt, daß sie kaum Zeit fand zu den Briefen nach Hause, zu einem Schwatz mit Alice, und was ein Sonntag für ein Genuß sein kann, das erfuhr sie auch zum ersten Male.

Vier, fünf Wochen lang fand sie ihr Leben herrlich.

Aber an einem schönen Maiabend, als sie mit den Händen über den Ohren, um das Lärmen der Tram und das Rollen der Wagen nicht zu hören, über ihrer Grammatik saß und vor ihrem Fenster ein so schöner blauer Himmel lag, fiel ihr plötzlich ein, daß sie sonst mit Mama an solchen Abenden vor die Stadt hinausgegangen war. Sie sah blühende Bäume, grüne Wiesen mit gelben Schlüsselblumen. Sie roch förmlich den Frühlingsduft und ein sonderbares Gefühl drückte ihr das Herz zusammen.

Aber Alice hätte sie eine solche Regung nie eingestehen gewagt. Die würde sie verachtet haben.

Alice hatte es aber auch viel leichter, weil ihr die Mathematik keine Schwierigkeiten bereitete, während Lotte oft ratlos vor ihrer geometrischen Aufgabe saß und daran verzweifelte, das jemals in ihren Kopf hineinzubringen. Ja, Alice war ihr sehr voraus, nicht bloß um das halbe Jahr! Überhaupt! Sie hatte auch ein so scharfes Urteil und so bestimmte Ansichten. Sogar an die Lehrer wagte sich ihre Kritik, und von allen Schülerinnen kannte sie die Schwächen und Un-

arten. Einen unbändigen Respekt hatte Lotte vor der Freundin, und es wurde ihr in deren Nähe manchmal ganz armselig zumute, so, als schwinde ihr eigenes schönes Selbstbewußtsein vollständig dahin, als wäre sie nur ein armes, kleines Dummerl.

So troch allmählich das Gefühl der Enttäuschung an Lotte heran. Wie sie sich auch mühte, was sie auch für Opfer brachte, niemand fand daran etwas Besonderes, niemand lobte, niemand bewunderte sie. Es nahm überhaupt niemand von ihr Notiz. Gar nichts bedeutete sie mehr! Wenn sie meinte, sie habe sehr gut gelernt, einen sehr hübschen Aufsatz gemacht, so war immer eine andere da, die es noch besser gemacht hatte.

Aus beleidigter Eitelkeit spürte sie zuerst so etwas wie Heimweh.

Im Juni hatte sie dann ein kleines Erlebnis, das sie angenehm zerstreute. Immer, wenn sie des Mittags von der Schule in die Pension ging, ritt ein hübscher Offizier an ihr vorüber und blickte sie mit besonderem Interesse an. Das wiederholte sich so oft, daß die Begegnung kein Zufall mehr sein konnte. Er mußte absichtlich auf sie warten, mit Bedacht ihren Weg kreuzen.

Sie wollte ja nichts von den Männern wissen, aber Spaß machte es doch, daß dieser nette Oberleutnant sich Mühe gab, sie täglich zu sehen.

Aber auch dieses kleine Vergnügen mußte Alice ihr vergallen.

Sie hatte es einmal nicht vermeiden können, daß die Freundin sie noch durch die Straße begleitete, in der ihr Offizier aufzutauchen pflegte. Natürlich wurde sie glühend rot, als er nun langsam heranritt und seine Augen auf sie heftete.

Alice entging das nicht. „Ah, das gilt natürlich dir! Oh, diese Männer!“ lachte sie spöttisch.

„Was findest du da lächerlich?“ fragte Lotte verlegen und geärgert.

„Weißt du, eine in unserer Klasse erzählte neulich, sie habe vor kurzem zu Hause erwähnt, daß du auch auf dem Gymnasium seist. Darauf habe ihr Bruder gerufen: ‚Eine Markgraff aus Friedheim! Herrje, das ist ja ein Goldfisch! Das muß ich den Leutnants berichten, mit denen ich beim Tennisspiel zusammen-treffe. Die werden gleich um sie herumturnen!‘ — Na, da ist also schon so einer!“

„Unsinn!“ schmolte Lotte. „Der kennt mich doch gar nicht! Ich trage doch meinen Namen nicht auf der Stirn!“

„Du glaubst also, daß der nur um deiner schönen Augen willen vor dir herumtanzt? Du bist naiv! Da kenne ich die Männer besser! Ich muß sagen, wenn ich reich wäre und wenn ich obendrein noch ein nettes Gesicht hätte wie du — keinem würde ich trauen. Eine Erbin wird ja nur wegen ihres Geldes geheiratet! Und dazu wäre ich mir zu gut! Mitgiftjäger sind sie alle!“

Lotte war zu niedergeschlagen, um Alice zu fragen, woher sie mit ihren neunzehn Jahren denn die Männer so gut kenne. Ganz bemitleidenswert erschien sie sich, weil sie ein reiches Mädchen war und weil ihr Stolz es nun von ihr forderte, am nächsten Tag hochmütig und eisig wegzuschauen, wenn der Offizier sich ihr wieder bemerkbar zu machen suchte.

Ohne sich's so recht einzugestehen, grollte sie der Freundin, die ihr so bittere Wahrheiten sagte, und hatte fast ein Gefühl der Erleichterung, daß Alice am nächsten Sonntag eingeladen war und nicht mit

ihr spazieren gehen konnte. Allerdings kam sie sich sehr verlassen vor, als sie dann so allein durch die Straßen ging, an allen den heiteren, gepukten Menschen vorüber, die dem Englischen Garten oder den Anlagen zuströmten. Sie kannte niemand. Fräulein Keller war auf dem Lande mit ihrer Malschule; bei Stockhausens hatte sie nie mehr Besuch gemacht, weil Alice die Familie zu spießbürgerlich fand. Auch an keine Dame aus der Pension hatte sie sich angeschlossen in ihrer hingebenden Liebe für die Freundin, von der sie sich ganz beherrschen ließ.

In der inneren Stadt, in der die Läden geschlossen waren, brütete eine beklemmende Feiertagsödigkeit, und doch wagte sie sich nicht weiter hinaus in die ihr fremde Umgebung.

Das Weinen stand ihr nahe vor Sehnsucht, vor Ratlosigkeit, was sie mit sich beginnen sollte. Wenn die Mama wüßte, wie freudlos sie an dem schönen Sommertag durch die Straßen irrte!

Auf einem Trambahnwagen entdeckte sie dann die Aufschrift: „Zur Ausstellung“. Nun faßte sie sich ein Herz und fuhr hinaus auf die Anhöhe, um sich wenigstens den Park anzusehen, die hübschen Bauten, von denen sie schon gehört hatte.

Auch hier ein Geschwirr von Menschen, unter denen sie sich sehr verlassen erschien. Sie hätte sich gerne an einem der kleinen Tischchen niedergelassen, um der lustigen Musik zu lauschen und zwischen Grün und Blumen ihren Kaffee zu trinken. Aber allein — das ging doch nicht! So schlich sie schüchtern dahin, sah die Sonne auf dem wunderbar zarten Grün der Rasenflächen leuchten, hörte von weitem das Rinderlachen vor dem Rasperltheater, das Singen des Gramophons, die lauten Weisen eines Karussells — und

erschrak heftig, als ein vorübergehender Herr plötzlich vor ihr stehen blieb.

„Oh, gnädiges Fräulein! Sind Sie's wirklich?“

Erst wollte sie ärgerlich mit kühler Ablehnung vorüber, aber als sie dann näher zusah, erkannte sie beruhigt, freilich auch in neuer Verlegenheit ihren Gast aus Friedheim, gegen den sie sich so absichtlich unhöflich gezeigt hatte. Dunkelrot wurde sie bei der Erinnerung.

„Ach, Herr Bergmeister! Sie sind hier?“ fragte sie.

„Ja — für einige Zeit. Ich schaue mit München an. Eine reizende Stadt übrigens, in der es so viel zu sehen gibt. Sie waren gewiß auch schon überall?“

„Ich? Oh, ich war eigentlich noch nirgends. Während der Woche bin ich immer in der Schule, und Sonntags habe ich niemand, der mit mir geht,“ sagte sie kleinlaut.

„Wie schade!“ Er hielt zögernd inne. Als sie ihn fragend anblickte, fügte er lachend hinzu: „Schade, daß ich Ihnen so unausstehlich bin!“

Sie errötete wieder und stammelte verlegen: „Das hab' ich doch nie gesagt — ich weiß nicht —“

Tatsächlich war sie in diesem Augenblick so froh über einen Menschen, der mit ihr sprach, daß sie sich über eine Begegnung mit dem Verhaftesten gefreut hätte, wenn es nur ein Bekannter war unter all den Fremden.

„Nun, gnädiges Fräulein, Sie haben mich das auf die deutlichste Weise merken lassen!“ sagte er, aber ohne jede Gereiztheit. „Da hilft kein höfliches Vertuschen mehr!“

Sie schaute verwirrt zu Boden. „Ach, wissen Sie — wenn ein junger Herr so eigens von der Familie neben einen hingesetzt wird, und alle erwarten, daß man nun —“

„Dann merkt man die Absicht und wird verstimmt,“ vollendete er den Satz.

Das klang so drollig, daß sie beide lachen mußten.

„Wahrhaftig, gnädiges Fräulein, es war, nachdem die obwaltende ‚Absicht‘ Ihnen mißfallen hatte, wirklich eine hübsche, klare und offene Tat, daß Sie einfach davonliefen. Man wußte so durchaus zweifellos, wie man daran war.“

Er sagte das so lustig und vergnügt, daß sie die Augen zu ihm aufschlug und auch in scherzendem Tone fragte: „Gestehen Sie es nur — Sie sind selber froh gewesen?“

„Ich werde doch nicht so ungalant sein!“

„Nein, seien Sie nur aufrichtig!“ bat sie, ernst werdend. „Sie haben sich gefreut über meine Flucht! Auch Sie hatte man zwingen wollen!“

Und vor den so fest auf ihn gerichteten jungen Augen konnte er nicht lügen. „Es war allerdings mehr der Wunsch meines Vaters gewesen als mein eigener. Ehrlich gesagt, mir war noch nicht so recht nach Verloben zumute. Und deshalb erschien mir Ihre schneidige Deutlichkeit ganz lobenswert, ein hübscher Schluß ohne langes Herumfadeln!“

Sie war nun gar nicht mehr verlegen. Diese ehrliche Aussprache gefiel ihr. „Wie gut, daß die jungen Mädchen von heutzutage ihrem eigenen Kopf folgen!“ sagte sie. „Da wären wir nun beide das Opfer der Familie geworden und hätten uns gegenseitig was vorgelesen!“

Einen Augenblick standen sie schweigend nebeneinander. Es war nicht ganz leicht, nach diesen Geständnissen wieder in das Fahrwasser einer alltäglichen Unterhaltung zu finden.

„Darüber wären wir uns also klar, daß wir uns

nicht miteinander verloben wollten! Das hindert uns aber eigentlich nicht, hier miteinander herumzubummeln — finden Sie nicht auch? Waren Sie schon in dem Vergnügungspark?“

„Nein! Ich möchte aber sehr gerne!“ sagte sie. „Allein hatte ich nur keine Courage.“

„Es wird mir eine Ehre sein, Sie herumführen zu dürfen,“ sagte er lachend.

Bald waren sie mitten in dem lustigen Menschengewirr, das sich um die verschiedenen Buden herumtrieb, schauten bei der Rutschbahn zu, betrachteten die Berg- und Talfahrt, standen vor dem Rasperltheater, und Lotte konnte lachen wie die kleinen Mädel, die sich in ihrer Nähe mit glänzenden Augen über die ältesten Rasperlwiße freuten. Sie wollte aber auch die Kinematographenbilder sehen und die „Schwabinger Schattenbilder“ und das Marionettentheater.

Sie wurde nur verlegen, als er an der Kasse immer für sie zahlte.

„Wenn Sie mit einem Kameraden oder mit einem Kollegen da hineingehen, dann zahlt gewiß jeder für sich?“

„Aber gnädiges Fräulein!“

„Nein, sonst mag ich nicht!“

„Also in Gottes Namen, Fräulein Kamerad!“

Nachdem das geregelt war, folgte sie ihm mit freudig erregtem Gesicht zu allen Sehenswürdigkeiten und zeigte sich nun ganz als frohes junges Ding, dem alles neu war, und das diese Großstadtvergnügungen mit Jubel genoß.

Schließlich ließ sie sich auch überreden, mit ihm an einem der kleinen Tischchen bei der lustigen Musik eine Tasse Tee zu trinken, denn sie war müde und hungrig geworden, und er versicherte ihren Be-

denken gegenüber: „Aber es kennt Sie ja hier kein Mensch!“

Darin aber täuschte er sich.

Schon am nächsten Tage wurde es der Inhaberin der Pension hinterbracht, daß Fräulein Marktgraff mit einem jungen Mann allein in der Ausstellung gesehen worden war. Die Dame hatte versprochen, über das ihr anvertraute Kleinod zu wachen, und legte für Lotte, die ja auch ihre wohlhabendste Hausgenossin war, ein besonders mütterliches Interesse an den Tag. Sie ließ das junge Mädchen in ihr Zimmer rufen, sah sehr aufgeregt und besorgt aus und versicherte Lotte, sie sei außer sich über diese Nachricht, und wenn sie noch einmal derartiges höre, werde sie sofort den Eltern Mitteilung machen.

„Es war ja nur ein guter Bekannter von Mama und Papa,“ sagte Lotte schnippisch.

Aber dann setzte sie sich sofort hin, um an Emil Bergmeister zu schreiben. Sie hatten nämlich verabredet, daß er sie an dem nächsten Tag, an dem ein Feiertag war, abholen sollte, um sie in das Deutsche Museum zu führen.

Sie schrieb: „Frau Heller, diese Klatschbase, will mich verklagen bei den Eltern, weil ich mit einem Herrn in der Ausstellung war! Die Drohung hat mich in ganz anderer Weise erschreckt, als sie meint. Es wäre doch sehr fatal, wenn man in Friedheim erführe, daß ich Sie hier getroffen habe! Was verstehen die zu Hause von einem kameradlichen Verkehr? Sie würden wieder reden und mutmaßen und denken, was doch nicht ist — nicht wahr? Darum dürfen Sie nicht kommen!“

Emil Bergmeister antwortete auf einem Billett, das er vorsichtig in ein Buch versteckte: „Ganz Ihrer Meinung, Fräulein Kamerad! Aber einsperren wird

Ihre besorgte Wirtin Sie ja doch nicht. Das brauchen Sie sich auch nicht gefallen zu lassen. Ich erwarte Sie also im Museum an der Garderobe.“

Damit bekam ihre Zusammenkunft den heimlichen Reiz eines Abenteuers, und Lotte fand es recht spaßhaft, wie erstaunt Bergmeister sie begrüßte, um etwaige Aufpaffer glauben zu machen, daß es wirklich eine zufällige Begegnung sei.

Er war ein guter Führer, und sie wunderte sich, wie viel er von all diesen Maschinen und technischen Erfindungen verstand, die ihr so rätselhaft erschienen.

„Woher wissen Sie denn das alles?“ fragte sie. Sie hatte den Eindruck, daß sie an diesem Vormittag mehr Interessantes lerne als in einer ganzen Woche im Gymnasium.

„Aber ich war doch mehrere Semester lang an einer Technischen Schule! Ich habe doch auch das Realgymnasium absolviert! Das vermuten Sie wohl gar nicht bei einem Kaufmann?“ sagte er lächelnd.

Sie schwieg und wurde plötzlich sehr einsilbig.

„Und wo gehen wir morgen hin?“ erkundigte er sich, als die Mittagsstunde sie trennte.

„Morgen habe ich keine Zeit.“

„Schwänzen Sie doch!“

„Was fällt Ihnen ein!“

„Warum plagen Sie sich eigentlich so?“

„Aber Sie haben es doch auch getan!“

„Ich mußte wohl. Ob ich aus freiem Willen die Schinderei ausgehalten hätte, bezweifle ich sehr.“

„Aber, Herr Bergmeister!“ —

Sie verabredeten dann für den nächsten Sonntag einen Besuch in der Pinakothek, und wenn es gutes Wetter war, wollte er sie ins Isartal oder nach Starnberg führen.

Alice sagte sie kein Wort von diesen Plänen und von ihrem Begleiter. Sie hätte ihr ja doch nur die Freude an der harmlosen Abwechslung verdorben und ihr Vorwürfe gemacht, daß sie sich zu viel zerstreue.

Denn tatsächlich — mit dem Lernen ging es in der sommerlichen Wärme viel schlechter. Ihre letzte griechische Arbeit war sehr ungünstig ausgefallen, und manchmal klang ihr die Frage Bergmeisters durch das Ohr: Warum plagen Sie sich eigentlich so?

Der hübsche Offizier hatte trotz ihres kühlen Wegschauens seine Bemühungen, ihr aufzufallen, noch nicht aufgegeben, und als sie wieder mit Bergmeister zusammentraf, lag es ihr ein paarmal auf der Zunge, ihn zu fragen, ob die jungen Männer wirklich so ordinär nur nach Geld suchten, ob sich nicht manchmal einer auch in ein Gesicht verliebe, das ihm sympathisch war.

Noch lieber hätte sie ihn freilich gebeten, über den Leutnant, der so oft ihren Weg kreuzte, Erkundigungen einzuziehen. Wenn er ihr guter Kamerad war, mußte er ihr doch ratend zur Seite stehen. Aber ein unbestimmtes Gefühl hielt sie doch von diesem Ansinnen zurück. Er hätte am Ende denken können, daß es ihr mit ihrem Studium und mit ihrem Entschluß, einen Beruf zu wählen, gar nicht ernst wäre. Er hätte sie mindestens ausgelacht.

Wie froh sie war, daß sie geschwiegen hatte!

Eines Morgens bekam sie einen langen Brief mit der Unterschrift Egon v. Regenbach.

Das war er! Er bat, sich ihr nähern zu dürfen, sagte ihr in etwas abgedroschenen Phrasen, daß er überzeugt sei, sein Lebensglück läge in ihrer Hand, und er würde es ihr auf den Knien danken, wenn sie ihn erhören würde.

Sie war entrüstet. Ein Mann, der um ihre Hand anhielt, ohne je ein Wort mit ihr getauscht zu haben, der glaubte, so leicht wäre ein Mädchen zu erobern, daß es genügte, einige Male auf dem Pferd vor ihr herumzutänzeln, um ihr den Kopf zu verdrehen: der war ja von beleidigender Unverschämtheit!

Stumme Verachtung — das blieb die einzig mögliche Antwort.

Sie war noch tief erregt von dem Brief, als sie in das Frühstückszimmer kam.

Frau Heller saß allein beim Kaffee.

„Gnädige Frau,“ sagte sie, „Sie sind ja eine Münchnerin. Kennen Sie vielleicht zufällig einen Oberleutnant v. Regenbach?“

Frau Heller blickte sie voll Besorgnis an. „Vom Hörensagen kenne ich ihn schon. Einer der flottesten, aber auch der verschuldetsten Offiziere ist's, der sich schon manchen Korb geholt hat. Warum fragen Sie?“

„Ach, in der Schule sprach man von ihm,“ sagte Lotte. Aber ihr Gesicht war finster geworden, und sie konnte ihre Empörung nicht verbergen. Sie ärgerte sich auch, daß sie unter den neugierigen Augen so dunkelrot wurde, und würgte rasch ihr Frühstück hinunter.

Frau Heller war in der Tat beunruhigt. Man hatte ihr das junge Mädchen anvertraut, es ihr auf die Seele gebunden, über ihm zu wachen. Nun hörte sie wiederholt, daß Lotte in der letzten Zeit nachlässiger geworden war in der Schule. Es war ihr auch längst aufgefallen, daß sie stets allein fortging.

Sie setzte sich dann sofort hin und schrieb an die Eltern, was sie ahnte, fürchtete und besorgte.

Tags darauf erhielt Lotte ein Telegramm ihres Vaters: „Treffen Sie heute abend München ein. Machen Sie sich zur Abreise bereit. Nach mir zugegangenen Nachrichten

ist es mein unerschütterlicher Beschluß, Dich gleich mitzunehmen.“

Lotte zweifelte keinen Augenblick: man hatte sie mit Bergmeister gesehen, sie verklatscht.

Zum Glück war heute ein Sonntag, und sie traf den jungen Mann in der Schackgalerie.

Mit glühenden Wangen zeigte sie ihm die Depesche. „Denken Sie nur, dieser Blödsinn!“ stieß sie wütend hervor. „Nun ereifern sich die zu Hause, weil ich hier einige Male mit Ihnen zusammen war! Aber mir fällt's gar nicht ein, Papa einzugestehen, daß Sie der junge Mann waren, mit dem ich gesehen wurde! Mögen sie zanken, ich schweige! Es gibt sonst nur ein Mißverständnis, das Ihnen und mir unleidlich wäre — nicht wahr?“

„Sie wollten sich also stumm strafen lassen? Meinetwegen wollen Sie sich herausreißen lassen aus Ihrem Studium, das Sie sich so schwer erkämpften?“

„Ach ja — das ist dumm!“ sagte Lotte. Aber es klang merkwürdig gelassen. Im tiefsten Grunde ihres Herzens fühlte sie vielleicht sogar eine gewisse Erleichterung, daß sie von dem ewigen Lernen, das bei der Hitze sehr unbequem wurde, erlöst werden sollte.

„Aber wieder zurück nach Friedheim in das alte Leben — das ist das Furchtbare!“ fügte sie mit viel heißerer Empörung hinzu. „Gerade jetzt hat es mir so gut in München gefallen! Aber da hilft nun alles Klagen nicht! Unsere Kameradschaft war hübsch, und ich verrate sie nie!“

Sie waren beide recht zerstreut, als sie nun durch die Säle gingen, wie bedrückt von dem Abschied.

„Leben Sie denn wohl! Besten Dank für Ihre Begleitung!“ sagte Lotte, als sie sich vor dem Schwind-saal trennten.

Emil Bergmeister zögerte noch. Es schien, als wäre er nicht einverstanden mit diesem raschen Auseinandergehen, als wolle er Einspruch erheben gegen ihren tapferen Voratz. Aber er drückte ihr nur stumm die Hand und blickte ihr nach, als sie die Stufen zum Ausgang hinabschritt.

Schlank und leicht in ihrem weißen Kleid stand sie im Rahmen der Türe, und die Verse Heines glitten ihm plötzlich durch den Sinn:

Sie steht so fest auf ihren kleinen Füßen —

Ein Bild von Zierlichkeit vereint mit Kraft.

Seufzend wendete er sich ab. —

Lotte fand es angezeigt, ihren Vater nicht an der Bahn abzuholen. Da er offenbar als Zürnender kam, schien es ihr geraten, den ersten Ansturm ohne Zeugen über sich ergehen zu lassen.

In recht niedergeschlagener Stimmung stand sie am Fenster in dem kleinen Salon der Pension, und es ward ihr doch etwas bang ums Herz, als der Wagen vorfuhr.

So finster hatte sie sich freilich den Vater nicht vorgestellt. Es war doch ein Wiedersehen nach langer Trennung, und sie meinte, daß er wenigstens im ersten Augenblick einer zärtlichen Begrüßung zugänglich sein würde.

„Papachen — lieber Papa!“ rief sie so schneidig als möglich und wollte ihn umarmen.

Aber er wehrte ab und sagte grollend: „In recht hübscher Stimmung hab' ich nun zum zweiten Male diese Fahrt nach München zurückgelegt! Als ich dich hier ließ, da glaubte ich wenigstens, daß man dir in einem Punkt vertrauen könnte, daß du nur an dein Studium denken würdest und viel zu stolz wärst, viel zu gelehrt, um wie ein dummes Mädel Liebesgeschichten

anzuzetteln! Man hätte gemeint, turmhoch ständest du über solchen Dingen! Tanzen, auf den Ball gehen wie andere wohlherzogene Töchter aus gutem Hause, das war dir verächtlich! Und nun muß man hören, daß du hier auf der Straße Zusammenkünfte mit jungen Herren hast wie eine kleine Modistin, daß du dir nicht zu gut bist, dir von einem verschuldeten Offizier die Cour machen zu lassen, daß du —“

Lotte lachte laut auf, wenn es ihr auch gar nicht lustig zumute war. „Deine Berichterstatterin bringt ja alles durcheinander!“ sagte sie. „Mit dem Offizier habe ich doch noch kein Wort geredet!“

„Leugnest du, daß du mit einem jungen Herrn herumgelaufen bist?“

Lotte schwieg.

„Also — wer war's, wenn es der Offizier nicht gewesen sein soll?“

Sie blieb wieder stumm.

„Ich verlange eine Antwort — hörst du!“ schrie der Vater sie an.

„Ihr würdet es doch ganz falsch auffassen,“ bemerkte sie trozig. „Darum sage ich's lieber nicht.“

„Wir sind wohl nicht fähig, wir sind nicht modern genug, um dein Benehmen zu beurteilen?“ rief Franz Gottlieb höhnisch. „Aber unsere Ansichten über Anstand und guten Ton bleiben in unserer Familie unverrückbar, und nachdem du dir auch in dieser Beziehung Freiheiten herausnehmen willst, werde ich dich nie wieder von unserer Seite lassen. Du gehörst unter die Augen der Mutter! Ich bereue sehr, daß ich mich von deiner angeblichen Abneigung gegen die Männer, von deinem Verlangen nach Studium täuschen ließ und in dieses unbeaufsichtigte Alleinsein in der fremden Stadt willigte. Damit ist es nun vorbei!“

Sollte sie sich nun wirklich wie ein armer Sünder heimbringen und von den Eltern, von der ganzen Familie verurteilen lassen wegen der harmlosen Zusammentünfte mit dem Begleiter, den sie ja bloß zu nennen brauchte, um den wütenden Groll in ein zustimmendes Lächeln zu verwandeln? Aber gerade deshalb nicht! Es widerstrebte ihr, bei dem Vater Hoffnungen zu erwecken, die sich doch nicht erfüllten!

Und auch um ihres Kameraden willen! Sie hatte ihm doch versprochen, ihn nicht zu verraten.

So peinlich auch ihre Lage war, und so greulich sie sich diese Rückkehr nach Friedheim vorstellte, sie erschrak doch heftig, als es gleich darauf klopfte und Emil Bergmeister eintrat.

Der Vater stand noch von ihm abgewandt, und sie benützte diese Sekunde, um ihm mit einer abwehrenden Bewegung Schweigen aufzuerlegen.

„Guten Tag, Herr Markgraff!“ sagte Bergmeister vor Franz Gottlieb hintretend. „Ich hörte zufällig, daß Sie hier seien, und da wollte ich doch die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, um Sie zu begrüßen.“

Franz Gottlieb Markgraff sprang erstaunt auf. „Sie hier in München! Welche Überraschung!“

„Ja, ich genieße hier meine Ferien, und ich hatte wirklich eine reizende Zeit.“

„Das kann ich von mir nicht behaupten!“ brummte Markgraff. Er erinnerte sich an die peinliche Lage, in die ihn seine Tochter versetzt hatte, und mit einem bösen Blick auf Lotie fügte er hinzu: „Mein Fräulein Tochter sorgt dafür, daß ich hier nur in schlechter Laune ankomme! Im Frühjahr mußte ich in der Stadt herumrasen, um sie zu suchen und —“

„Ja, das war damals, als das gnädige Fräulein

vor mir durchgegangen war!“ bemerkte Bergmeister heiter. „Ihre Schneidigkeit hat mir sehr gefallen!“

Der alte Herr machte ein dummes Gesicht. „Na — das muß ich sagen: das geht über meinen Horizont! Wenn Ihnen das so besonderes Vergnügen gemacht hat, sehr schmeichelhaft war es eigentlich nicht!“

„Sehen Sie, Herr Markgraff, ich war damals nach Friedheim gekommen, weil mein Vater es durchaus wollte. Aber ich hatte eine Heidenangst, die junge Dame, die ich kennen lernen sollte, würde wohl eine richtige schüchterne Kleinstädterin sein, recht brav und wohlerzogen, aber immer mit dem Strickstrumpf in der Hand, immer am Schürzenzipfel der Mama hängend. So ein junges Fräulein, das dann in zehn Jahren eine schrecklich philiströse Hausfrau wird, die nicht über ihre vier Wände hinausschaut! Ehrlich gestanden — der erste Eindruck war ja auch beängstigend. Darum imponierte mir dann dieses flotte Ausreißer, und seit ich Fräulein Lotte nun hier näher kennen gelernt habe —“

„Was? Sie haben sich hier getroffen, sich hier näher kennen gelernt?“

„Ja, ich habe mir erlaubt, das gnädige Fräulein in die Galerien zu führen, in das Museum —“

„Dann waren also Sie der junge Herr, mit dem man sie gesehen hat! — Warum hast du denn das nicht gesagt, Kind?“ fragte der Vater, und seine Stimme hatte nun wieder ganz sanfte Töne.

Lotte schwieg erst, dann wendete sie sich an Bergmeister. „Warum haben Sie das gesagt?“

„Ich werde doch nicht so unritterlich sein, Sie Vorwürfe ertragen zu lassen, von denen ich doch mindestens die Hälfte mitverdient habe!“ erwiderte er leise.

Markgraff, der die beiden miteinander flüstern sah,

rief: „Da fällt mir ein, ich habe ja versprochen, an Mama zu telefonieren, sobald ich hier bin.“

Und er eilte hinaus.

„Papa war ja sehr ungehalten über mich,“ sagte Lotte rasch, „aber ich hätte doch geschwiegen. Sie wissen ja, wie man das mißdeuten wird. Papa sagt es wohl gleich am Telephon, daß Sie hier sind. Und was die nun wieder alle denken!“

Er trat näher zu ihr hin und fragte halb lachend, halb zärtlich: „Fräulein Lotte, ist Ihnen das, was sie nun denken werden, wirklich noch immer so verhaßt wie im Frühjahr?“

Mit großen, verwunderten Augen schaute sie zu ihm auf. „Sie hatten doch selbst gar keine Lust zum Verloben! Sie haben es mir doch offen gesagt!“

„Ja, das habe ich gesagt, und es war auch so! Aber kann man nicht seine Ansichten ändern? Ihrem Vater habe ich ja eben bekannt, was ich gefürchtet habe! Doch seit ich Sie näher kenne, weiß ich, was für ein schneidiges und tapferes Mädel Sie sind! Und ich weiß, daß Sie die anregende, ein klein bißchen eigensinnige, aber gerade deswegen sehr reizvolle Frau werden könnten, die ich brauchte, um kein Philister zu werden!“

Sie stand verwirrt von seinem Ton, von dem warmen, weichen Schimmer in seinen Augen, die die ihren suchten.

„Wenn Sie sich nur entschließen könnten, auf das Gymnasium zu verzichten! Dieses Opfer müßten Sie mir ja bringen!“ fuhr er fort, sehr ernsthaft, nur mit einem ganz leisen Lächeln um den Mund. „Ich begreife ja, daß Ihnen das sehr schwer fallen würde, aber dafür sollten Ihnen viele andere Bildungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen! Und reisen würden wir — um die ganze Welt meinetwegen!“

Es klang lieb und lodend, und durch ihren jungen Kopf wogte ein Gewirr von widerstreitenden Gedanken: Dem kann es doch nicht um meine Mitgift allein zu tun sein! Er ist doch selbst wohlhabend! Aber Alice wird mich verachten! Schöner wäre es freilich, zu heiraten, als noch jahrelang auf der Schulbank zu sitzen und es dann am Ende doch zu nichts bringen! Diese schreckliche Mathematik!

Während sie sann und mit klopfendem Herzen erwog, was sie ihm antworten sollte, streichelte er zart und sanft ihre auf dem Tisch liegenden Fingerchen, und die lieblosende Berührung weckte ihr eine süße Empfindung, die wohl mächtiger war als alle ihre klugen Gedanken.

Dann kam der Vater wieder, nahm sie beim Ohr und sagte in bester Laune: „Man kann das Kind wirklich nicht allein lassen! Bist du bereit zum Abmarsch morgen früh?“

„Warum wollen Sie denn so rasch fort?“ rief Bergmeister bestürzt.

Lotte aber in ihrer Erregung, in ihrer Unklarheit über die eigenen Gefühle schlang dem Vater die Arme um den Hals: „Oh, laß uns noch hier bleiben! Es ist ja so wunderschön in München!“ flehte sie leidenschaftlich. „Und wenn du da bist, dann siehst du ja, daß ich gar keine so schlimmen Dinge anstelle, wie du geglaubt hast. Wir wollen nach Starnberg, und abends, wenn der Ausstellungspark in einem Meer von Licht schwimmt, wollen wir recht lange da draußen sitzen! Wir werden recht lustig sein zu dreien — und dann wird es dir auch gut hier gefallen!“

Franz Gottlieb Marktgraff war schon halb gewonnen. „Mama erwartet uns, und die Großmutter wird sagen, daß ich ein recht schwacher Vater sei,“ meinte er zögernd.

Aber Lotte rief übermütig mit einem schalkhaften

Blick auf Emil: „Das macht doch nichts! Und schau — wir beide müssen uns doch noch besser kennen lernen! — Wer weiß, was dann noch geschieht!“

„Das kann auch schneller gehen!“ sagte Bergmeister, faßte die sich nicht im geringsten Wehrende und küßte sie, immer und immer wieder.

Franz Gottlieb Marktgraff schlug die Hände zusammen, daß es knallte, und lachte.





Orchideen als Zimmerschmuck.

Von Th. Seelmann.

Mit 7 Bildern.



(Nachdruck verboten.)

Die Orchideen stehen, abgesehen von den seltenen Arten, heute nicht mehr so hoch im Preis, daß sie nicht als Zimmerschmuck verwendet werden könnten. Vor allem gilt dies von den Erdorchideen, die in Töpfen kultiviert werden. Hierher gehören gewisse Arten von *Cattleya*, *Cypripedium* oder Frauenschuh, *Vanda*, *Dendrobium* und *Oncidium*.

Im Gegensatz zu den Luftorchideen, die auf Bäumen wachsen und ihre Nahrung durch Luftwurzeln beziehen, gewähren die Erdorchideen den Vorteil, daß zu ihrer Haltung im Zimmer hinsichtlich der Temperatur und der Luftfeuchtigkeit keine besonderen Vorkehrungen getroffen zu werden brauchen, wie sie die Luftorchideen zu ihrem Gedeihen verlangen.

Die seltsame Form der Blüten und ihre zarten Farbentöne werden an sich schon immer Bewunderung erregen, aber um ihre eigenartige Schönheit recht zur Geltung zu bringen, bedarf es noch verschiedener Hilfsmittel. Unsere Anleitung hierzu wird jede Hausfrau in die Lage setzen, ihre Orchideen in geschmackvoller Weise zu arrangieren, und einige Winke über die Behandlung der Erdorchideen im Wohnzimmer sollen fernerhin dazu dienen, daß sie sich verhältnismäßig

lange Zeit dieses herrlichen Blumenschmudes erfreuen kann.

Die Töpfe, in denen man die Erdorchideen bezieht,



Cypripedium in einem Schmucktopf aus Porzellan.

wirken gewöhnlich unschön. Außerdem liegen oftmals die Pflanzknollen zutage, was ebenfalls die Gefälligkeit des Anblicks stört. Zur Verhüllung der Töpfe

wählt man feines Korbgeflecht von brauner, rotbrauner oder mattgoldener Färbung. Besonders beliebt sind die japanischen Geflechte. Sie müssen so hoch hinaufreichen, daß sie auch die Knollen verdecken. Statt dessen kann man die Töpfe auch mit farbigem



Cattleya mit bordeaurroten Samtschleifen.

Seidenpapier umhüllen oder, was bedeutend stilvoller ist, mit einer Samtenvelope. Endlich lassen sie sich in größere Schmucktöpfe aus Porzellan einstellen.

Bei der Mehrzahl der Erdorchideen ist das Blattwerk plump, steif und reizlos. Man muß deshalb zu fremdem Grün greifen, um den schwerfälligen Eindruck, den die Orchideenblätter hervorrufen, belebend und verschönend zu ergänzen. Den Vorzug vor allen Laubformen, die den Rahmen für die Orchideen-

blüten abgeben können, verdienen die zierlichen Farnwedel. Ein Fächer von Farnwedeln hinter dem Blau einer Vanda oder dem Gelb eines Oncidiums macht sich höchst grazios. Um den Farnwedeln die richtige Stellung zu verleihen, benützt man dünne Bambusstäbchen, an denen sie angebunden werden. Damit



Cypripedium mit mehrfachen Samtschleifen.

die Stäbchen nicht allzu sichtbar werden, steckt man sie hinter den Stengeln der Farnwedel in den Topf.

Ein anderes wertvolles Schmuckstück bilden Schleifen. Nichts paßt besser für die seidigen Blüten einer Cattleya und für die perlmutterartig glänzenden Blüten einer Vanda als der tiefe und weiche Spiegelglanz einer Samtschleife, die ähnliche Reflexe aufweist wie die Blüten selbst. Zwar sind auch Bänder und Schleifen

aus Seide nett, aber der Glanz der Seide ist zumeist zu grell. Man soll daher lieber sowohl für die Schleifen, mit denen man die Korbgeflechthüllen ziert, als auch für die, die man zwischen dem Grün und den Blüten



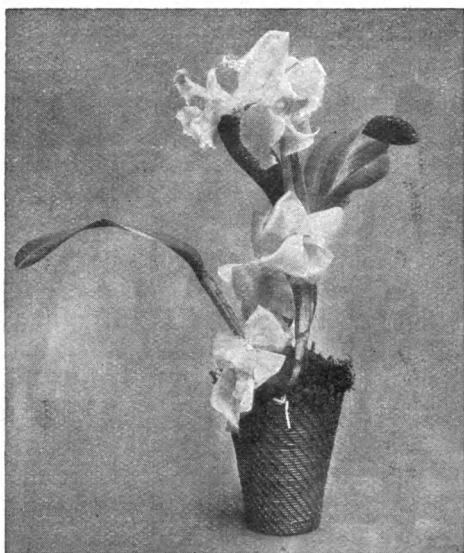
Blaue Vanda mit gleichfarbiger Samtschleife am Topfrand.

anbringt, Samt wählen, und zwar von einer Farbe, die mit der Gesamtfärbung der Blüten übereinstimmt. Nimmt man Samt von einer gleichartigen Färbung, so ist das Arrangement viel leichter, als wenn man dazu entgegengesetzte und auffällige Farben heranzieht, die oft die Schönheit der Blüten unterdrücken oder doch den Blick von ihnen ablenken.

Beispielsweise eignet sich für die wundervolle Vanda, die von einem Kranz von Farnwedeln um-

rahmt ist, am besten eine große blaue Samtschleife, die hoch oben an der Topfhülle befestigt wird, so daß sie zugleich die nackten unteren Partien der Pflanze dem Auge verdeckt.

Für das große, von Farngrün umkleidete Dendrobium ist die geschmackvollste Topfhülle ein Korbgeflecht in Mattgold. Man schmückt es mit einer gelbtupferigen Schleife und verteilt auch solche zwischen dem Laubwerk. Dadurch wird nicht nur die Farbe der



Bräunliches und gelbgeflecktes Dendrobium
mit mattgoldnem Korbgeflecht.

Blüten gehoben, sondern die Pflanze erscheint auch nicht so übermäßig schlank.

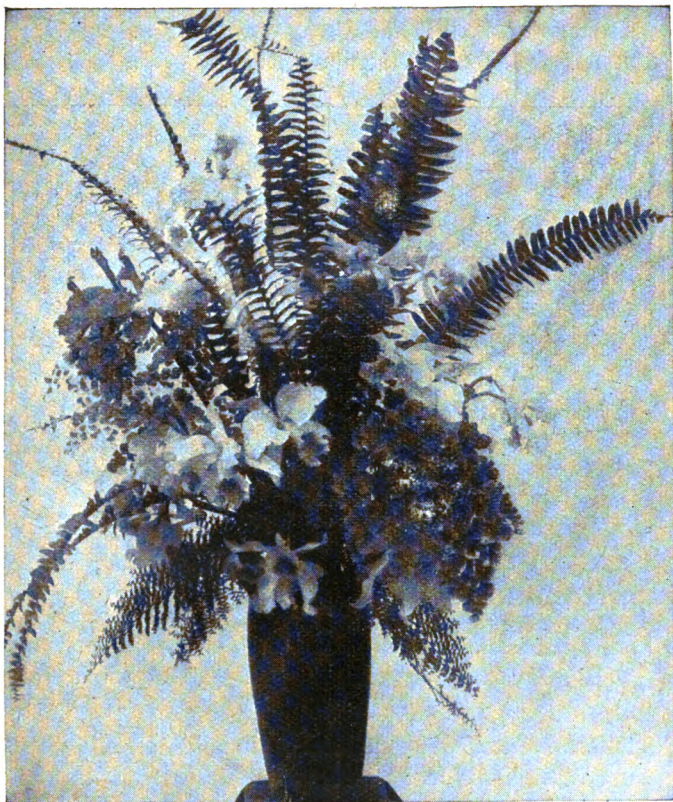
Hat man sich einen Orchideentopf gekauft oder ihn geschenkt erhalten, so muß man, um den Blüten eine

möglichst lange Lebensdauer zu verleihen, für eine angemessene Pflege Sorge tragen. Die grünen Blätter sind daher mit lauwarmem Wasser abzuwaschen, der Topf ist mit einer Bürste und Wasser zu reinigen, und das Moos, das auf der Erde aufliegt, ist zu erneuern, sobald es nicht mehr frisch ist. Dabei ist aber zu beachten, daß man die Wurzeln, die aus der Erde heraustreten, nicht verletzt. Es empfiehlt sich, die Stöcke dann zu kaufen, wenn sich die Blüten eben entfaltet haben.

Hat man einen Topf weiter zu transportieren, und ist die Witterung noch rauh, so muß man ihn gegen die Gefahren der Reise sorgsam schützen. Zu diesem Zweck umhüllt man eine jede Blüte vorsichtig mit einem Wattebausch. Zwischen den Blütenstengeln lagert man lockere Knäuel aus Seidenpapier, damit sich die Blüten nicht bewegen und berühren können, und steckt nun am Topfrand vier biegsame Weidenruten in die Erde, die die Pflanze etwa 15 Zentimeter zu überragen haben. An den Spitzen werden die Weidenruten zusammengebunden, so daß sie eine Art Gerüst darstellen. Um dieses Gerüst wird zuerst Seidenpapier und darauf stärkeres Packpapier geschlagen. Unter einer solchen Schutzhülle vertragen die Pflanzen die Reise vortrefflich.

Im eigenen Heim soll man die Töpfe nicht sofort in das meist zu warme Wohnzimmer stellen. Die Pflanzen müssen erst an den Übergang gewöhnt werden. Darum sind sie, nachdem man sie angegossen hat, erst einen Tag in einem nur mäßig erwärmten Zimmer unterzubringen. Im Wohnzimmer selbst hat man ihnen dann einen Platz zu geben, wo sie genügend Licht empfangen und nicht zu sehr unter der Trockenheit der Luft zu leiden haben. Am geeignetsten ist

daher die Aufstellung in der Nähe des Fensters. Sehr nützlich ist es ferner, wenn man den Topf während



Orchideenarrangement in einer glasierten Tonvase.

der Nacht in ein Zimmer von mittlerer Temperatur trägt. Nachdem man die Blätter mit warmem Wasser abgewischt hat, entfernt man die Topfhülle und die

Schleifen und schlägt nun die ganze Pflanze in Seidenpapier ein.

Abgeschnittene Orchideenblüten steckt man beim Transport in eine mit Wasser gefüllte Flasche, und zwar so, daß die Blütenstengel ganz in sie hinein-



Orchideenarrangement in einem Glasförbchen
mit Metallgestell.

tauchen. Die Blüten selbst werden mit Wattebäuschen umhüllt. Die Flasche ist dann in einem Korb unterzubringen und das Ganze mit Seidenpapier und sodann mit Packpapier zu umhüllen.

Für die Aufnahme der Blütenstengel hat man Vasen zu wählen, die mit der Farbe der Blüten harmonieren. Im allgemeinen bilden glasierte Tonvasen mit schillernden, dunkleren Färbungen und helleren

Streifen dazwischen ein prächtiges Gegenstück zu den Blüten. Sehr geschmackvoll sind Glaskörbchen, die in einem versilberten oder vergoldeten Metallgestell stecken. An diesen Körbchen kann man dann auch Schleifen von passender Farbe anbringen.

Selbstverständlich ist das Wasser in den Vasen von Zeit zu Zeit zu erneuern. Doch darf das Wasser, das man den Stengeln reicht, immer nur verschlagen sein. Zur längeren Frischerhaltung der Blüten trägt es außerdem bei, wenn man die Schnittstellen der Stengel mit Moosbäuschchen umhüllt, die man mit einem Bastfaden befestigt.

Auch das Arrangement der Blütenstengel wird durch Farnwedel belebt und ergänzt. Blüten wie Wedel sollen dabei möglichst unregelmäßig verteilt werden, ohne daß aber der Eindruck wirrer Unordnung hervorgerufen wird. Kleinere Blüten sind mehr nach vorn und in die Mitte zu stellen, während Blüten auf längeren Stielen und höhere Farnwedel seitlich und im Hintergrund einzufügen sind.





Unser Wald.

Erzählung von Adelheid Weber.

(Nachdruck verboten.)

Nur mit einem einzigen, raschen Blick hast du mich gefragt, mein Sohn. Und mit einem einzigen, festen Blick habe ich dir geantwortet: Ja, ich hab's getan! Ich habe es getan mit voller Überlegung, mit vollem Bewußtsein meines Rechtes zu der That. Als sein Richter. Als der einzige auf der Welt, der das Recht hatte, sein Richter zu sein. Ich habe diese Scholle, ich habe dein Erbe, ich habe unser Stammgut und unseren reinen Namen, ich habe die Welt befreit von einem, der alles, was ihm nahe kam, zwischen seinen lustgierigen Händen zu Pulver und Staub zerrieb.

Du bist von meinem Blut und wirfst mich verstehen. Du wirfst nicht denken wie die anderen, ich sei auf ihn neidisch gewesen. Ist der neidisch, der fünfzig Jahre zusieht, wie ihm der andere alles, aber auch alles nimmt, was die Menschen Glück nennen, der auch den schlimmsten Raub schweigend duldet, weil der Räuber sein Bruder ist und seinen edlen Namen trägt, der durch keinen Bruderkampf besudelt werden darf?

Schon im Mutterleibe hat er mich beraubt und zurückgedrängt. So oder so.

Unser Geschlecht hat schon auf dieser Scholle geessen, lange, ehe die Hohenzollern ins Land kamen.

Wir haben Labtau zum Fideikommiß gemacht, um es bis zu den fernsten Zeiten unserem Geschlecht zu erhalten. Die Geschwister haben nie gemurrt, wenn ihr Erbe knapper ausfiel als das des Erstgeborenen; sie haben es immer verstanden, ihr Glück dem Glanze unseres Namens zu opfern. Und so ist unser Geschlecht durch die Jahrhunderte hindurch der Stolz unseres alten Ostpreußens gewesen. Herrlich ist unser Labtau. Weizen und Raps steigen wie Gold aus dem Boden; See und Fluß geben ihm Schönheit, und unser Wald ist der größte und schönste der Provinz. Jenseits des Schwarzwassers zieht er sich auf Höhen und über Ebenen hin, heute wie vor Hunderten von Jahren; unser Kronjuwel ist er, das jeder Vater seinem Sohne in derselben Pracht hinterläßt, als den Stolz, den Schmutz, in schlimmen Zeiten den Halt unserer Güter. Das war unser Wald. Jedem aus unserem Geschlecht. Mir war er mehr. Mir war er mein Schicksal. Und nun zuletzt hat er mich zum Richter meines Bruders gemacht.

Wir waren Zwillinge, er und ich. Mein Vater bezeugte, daß Wolf der Erstgeborene sei. Meine Amme aber hat mir oft zugerant, ich sei der Ältere. Aber wie dem auch sei, mein Vater war im Recht damals, als sein Zeugnis Wolf zum Majoratsherrn machte. Denn, wie das bei Zwillingen oft der Fall ist: der eine, ich, war ein kläglich winziges Ding, der andere ein kräftiges, schönes Kind. Und der Stamm soll sich erhalten durch die Kräftigen. Daß ich nachher durch strenge Selbstzucht erstarkte, daß gerade in Wolf dem alten Stamm ein geiler Sprößling in die Höhe schoß — das konnte damals niemand wissen.

Freilich, später hätte es ein unbestochenes Auge wohl sehen können. Aber wo blieb ein Auge unbe-

stochen, das Wolf ansah? Einen schöneren Knaben als ihn hat es auf der Welt nicht gegeben. Seine blonden Haare schienen zu leuchten, seine blauen Augen Sonnenfunken zu sprühen, und die Frauen sagten schon damals, daß seine Stimme sich dem Ohre einschmeichle wie reizende Musik. Früh schon wurde er groß und breitschulterig, und doch waren seine Bewegungen voller Grazie, jener Grazie, die das Bewußtsein der Kraft verleiht. Mit jeder Gefahr spielte er. Gespielt hat er immer, mit allem auf der Welt und mit allen Menschen. Und gerade darum hingen sie an ihm.

Und neben ihm ich, lang aufgeschossen, mit ungeschickten Gliedern, schwarz, mager, in mich verbissen, scheu, wortkarg. Wer wußte denn, daß es seine Sonne war, die mich in den Schatten scheuchte, seine Liebenswürdigkeit, die mich verfinsterte? Er war ja liebenswertig auch gegen mich und hat gewiß nie daran gedacht, daß er mir alles nahm. Nein, nie hat er daran gedacht! Er dachte nie an die Gefühle der anderen, er tat nur, wonach ihn gelüstete. Und wem er auf seiner Freudenjagd achtlos auf den Kopf trat, der küßte ihm noch die Füße. So liebenswertig war er.

Vielleicht hatte eine eine Ahnung von dem, was mir geschah, meine Mutter. Sie ist oft, wenn ich in meiner Ecke allein saß, zu mir getreten und hat mir mit ihrer weichen Hand über das borstige Haar gestrichen. Ich hätte dann immer gern diese Hand geküßt; aber ich war zu scheu dazu. So hat sie mich auch einmal gestreichelt, und mir ist warm geworden, und ich habe zu ihr aufgeschaut und hab' ganz leise „liebe Mutter“ sagen wollen. Da habe ich gesehen, daß ihre sanften Augen nicht auf mir ruhten, den sie streichelte.

Sie schauten durchs Fenster. Auf dem Platz vor dem Hause ritt Wolf eben seinen Rappen zu, und meiner Mutter Augen haben auf ihn geschaut und vor Stolz geleuchtet.

Da zog ich den Kopf unter ihrer Hand fort.

Und ihre Augen begegneten den meinen.

Sie ward rot wie ein ertapptes Kind.

Seitdem wagte sie nicht mehr, mich zu lieblosen. Nur ihre Augen haben mich manchmal gestreichelt. Aber vor meinem Blick sind sie immer niedergesunken. In mir hat es geschrieen nach ihrer Liebe. Aber nie hätte ich die Brosamen gegessen, die von meines Bruders Tische fielen. Lieber tothungern.

Wolf war der König der Dorfjugend. Viele wilde und auch manche schlimme Streiche hat er mit den Jungen ausgeführt; aber ging einer böse aus, so ist niemals Schuld und Strafe auf Wolf gefallen; die badete immer ein anderer aus. Er schüttelte alle Verantwortlichkeit von sich ab wie der Vogel die Tropfen des Wassers, das er beim Überfliegen gestreift hat.

Aber einer war unter den Jungen, Wilhelm, der Sohn des Lehrers, der saß bei mir, wenn die wilde Jagd hinter Wolf her durch Park und Felder tobte. Er war ein feiner, stiller Knabe und sehr lernbegierig. Da habe ich ihn mit Wissenschaften gefüttert, die unser Hofmeister uns einpaukte, und habe ihn gern gehabt, weil seine braunen Augen so begierig an meinem Munde hingen.

Es muß Mai gewesen sein. Denn es war ganz weiß von Schlehenblüten am Schwarzwasser, das tief unten am Berg vorbeischoß, unter den Steinen gurgete und brausend über sie hinübersprang wie stets nach den Frühlingsregen. Hoch über dem Bach, von einem der Abhänge bis zum gegenüberliegenden,

lief damals wie heute das Brett, über das wir Jungen hundertmal hin und her gerannt sind. Denn drüben lag ja der Wald, in dem wir am liebsten spielten. Wir alle. Nur Wilhelm nicht. Er getraute sich nicht über das Brett. Er behauptete, ihm werde schwarz vor den Augen, wenn er in das tief unten vorüberfließende Wasser sähe.

Und darum hat er erst recht müssen. Es reizte Wolf ja stets, die anderen das Unmögliche für ihn tun zu machen.

Wir spielten auf dem diesseitigen Ufer Räuber und Soldaten. Wolf war der Räuber, ich der Soldatenhauptmann, Wilhelm mein Adjutant. Aber als unsere wilde Jagd eben beginnen soll, steht Wolf mitten im ersten Anlauf still und sieht zurück zu mir und Wilhelm, der dicht hinter mir geht. Da lacht er mit seinem klingenden, leichtsinnigen Lachen und ruft: „Du, Wilhelm, komm doch zu mir! Bei mir ist's lustiger als bei den Soldaten!“

Wir stehen alle drei still. Ich sehe Wilhelm an. Da sehe ich das blasse Gesicht des scheuen Jungen dunkelrot werden; seine sanften Augen leuchten auf in Entzücken. Und er geht von mir fort und folgt Wolf wie ein Bekehrter dem Zauberer. Mir geht's durch und durch wie ein Messer. Aber ich sage kein Wort. Ich hätte fortan keines mehr mit Wilhelm gesprochen, und wenn wir beide achtzig Jahre lang an eine Kette geschmiedet gewesen wären. Ich hebe meine Soldaten auf die beiden. Wolf lacht übermütig, nimmt den Wilhelm bei der Hand und springt mit ihm in großen Sätzen auf das Brett zu, das über dem Schwarzwasser liegt. Wilhelm merkt gar nicht, daß er mit ihm über den hohen Steg läuft. Als sie aber in der Mitte sind, bleibt Wolf stehen. Ihm ist ein neuer Einfall

gekommen. Er läßt Wilhelms Hand los und läuft allein zum anderen Ufer. Da bleibt er stehen, lacht und ruft: „Nun bist doch auf dem Brett! Na, komm doch!“

Wilhelm aber steht wie angewurzelt mit vorgebeugtem Kopf und starrt in das vorbeischießende Wasser unter ihm. Er sieht so albern aus, daß ich hell auflache. Ich stehe schon am Brett, um den beiden nachzusehen, aber nun halte ich und sehe dem Wilhelm zu und freue mich, daß er jetzt die Strafe für seine Treulosigkeit hat.

Da greift der Junge in die Luft, und dann neigt er sich auf die eine Seite und dann auf die andere, und dann gibt es einen wilden Schrei, und wo eben der Wilhelm gestanden hat, da ist nun leere Luft.

Jetzt schreien wir alle und laufen hinunter zum Wasser — wir hüben, Wolf drüben. Wolf ist der erste unten. Aber Wilhelm ist längst von dem reißenden Bach fortgerissen, und wiedergefunden haben sie ihn erst in drei Tagen, als seine Leiche aufgefischt wurde. Ich habe ihn nicht mehr gesehen. Für mich war er nichts mehr, seit er von mir abfiel zu Wolf.

Die Mutter ist oft mit mitleidigen Augen an mir vorbeigegangen, wenn ich vor mich hinbrütete. Aber sie hat nicht gewagt, mich zu streicheln.

Dieser Streich Wolfs mit all dem nachfolgenden Jammer der Lehrersfamilie und dem Gerede im Dorf ist aber auch dem Vater zu viel geworden; er hat wohl endlich gemerkt, daß sein Lieblingssohn eine stärkere Hand als die seine über sich fühlen müsse, wenn er sich nicht zum Unheil für uns alle auswachsen solle. Er gab ihn auf die Ritterakademie.

Ich weiß nicht, was für ein Gesicht ich gemacht habe, als Wolf auf dem Wagen saß und Mutter und ich, die Diener hinter uns, auf der Rampe standen

und ihm den Abschied zuwinkten; aber Vater, der Wolf zur Akademie brachte und im Reisemantel an uns vorbeikam, sah mich mit finsterem Blick an und murmelte: „Freust du dich, du Neidhart?“

Das ist mir wie ein Schlag ins Gesicht gewesen, und ich hab's mein Leben lang nicht vergessen.

Seitdem hat Vater mit mir kaum ein Wort mehr gesprochen. Er war auch wenig mehr zu Hause, sondern fast täglich bei den Nachbarn auf Jagd oder in der Stadt. Als Mutter ihm einmal sanfte Vorwürfe machte, erwiderte er, er könne es in seinem leeren Hause nicht mehr aushalten. In seinem leeren Hause! Mutter und mich hat er wohl gar nicht gerechnet. Schon ein halbes Jahr später gab er auch mich weg ins Kadettenkorps, wo ich bis zu meinem Eintritt in die Armee blieb. Mutter, die nun ganz allein war, nahm dann ein kleines, verwaistes Bäschen ins Haus, ein scheues, zartes Geschöpfchen, das bei aller liebevollen Rücksicht, mit der Mutter es behandelte, mir immer wie ein fremdes Waldbögelchen vorkam, das sich in seinem goldenen Käfig nicht eingewöhnen konnte.

Ich kam damals oft nach Labtau. Meine Garnison lag nur eine Stunde vom Gute entfernt, und mich zog der Wald. Raam war ich daheim, so nahm ich meine Büchse und stieg hinauf, und es war jedesmal, sobald ich unter die grünen Zweige trat, als bliebe die Welt, an der ich so wenig Freude hatte, draußen jenseits des Brettes über dem Schwarzwasser, und eine sanfte und frische Ruhe zog in mein Herz. Manchmal ließ ich auch meine Büchse daheim und nahm die kleine Irene mit. Sie war noch immer ein scheues Geschöpfchen von zierlichem Wuchs und unregelmäßigem, dunklem Gesichtchen. Ihre sanften Rehaugen waren von großer Schönheit und überstrahlten

das Kind mit einem rührenden Reiz. Wenn es sein schmales Händchen in meine Hand stahl und mit seinen ungleichen Kinderschritten schweigend neben mir trippelte, dann war mir, als hätte ich eine Heimat und ein Eigentum.

Ich merkte kaum, daß das Kind heranwuchs und ein Jungfräulein werden wollte; ich hielt noch immer sein Seelchen in meiner Hand und sah nicht, wie der junge Leib sich streckte und schon lieblich blühte.

Zwischen meinem Vater und mir hatte sich ein besseres Verhältnis angebahnt, seit ich älter wurde und er sah, daß ich unserem Namen Ehre machte. Aber wenn wir beide am Tische saßen und ein Gespräch führten, und Wolf kam dann herein, da leuchtete meines Vaters Gesicht auf, und im Nu, ehe zehn Worte gewechselt waren, strahlten sie beide von jener Heiterkeit, die zwischen zwei Menschen aufblüht, die einander im tiefsten Wesen verstehen.

Dann trat Wolf beim Gardekorps in Berlin ein und kam zwei Jahre lang nicht nach Hause. Irene öbete ihn an, wie er sagte; ihr blasses, unregelmäßiges Gesicht, ihre zu schlanke Gestalt fand er reizlos, die Scheu, die sie ihm zeigte, kindisch, und es war ihm sehr unbequem, in ihrer Gegenwart immer „hundert Blätter vor den Mund nehmen zu müssen“, wie er sagte. Er fand in Berlin und Paris Gesellschaft, die ihm besser paßte.

Da traf uns ein jäher Schlag. Mein Vater brach in einer Jagdgesellschaft, in der nach angestrengtem Parforceritt scharf getrunken wurde, plötzlich zusammen, und wenige Stunden darauf war er tot.

An seinem Sarge trafen alle Familienglieder nach langer Zeit wieder zusammen. Wolf schien aufrichtig erschüttert von Vaters Tod und war gegen uns, deren

Oberhaupt er nun als Majoratsherr geworden war, von einer ritterlichen und einfachen Herzlichkeit, die selbst mich gefangen nahm.

Wir gingen am Morgen nach dem Begräbnisse in freundlichem Gespräche durch den Obstgarten hinter dem Park. Die Bäume blühten, und ein ganz feiner Duft von frischem Gras und Birkenrinde und Wiesenblumen schwamm in der noch kühlen Morgenluft — ein Duft, der mich damals eigentümlich erregte, traurig, ermattend und aufstachelnd zugleich.

Da stand Irene unter einem Apfelbaum und sah hinauf in die rosenfarbenen Zweige. Die schleppenden, schwarzen Gewänder machten ihre Gestalt größer und noch feiner; das Gesichtchen zwischen den dunklen Haaren sah noch zarter aus als sonst, und in der Haltung des Kopfes, im Aufschlag der Augen lag es wie eine bange Frage. Der Kontrast ihrer dunklen, zerbrechlichen Gestalt, ihrer sehnsüchtigen Haltung zu dem rosigen Blühen des Baumes war so stark und so rührend, daß mir das Herz quoll.

Da machte Wolf eine Bewegung, und ich sah ihn an. In seinen Augen funkelte es, und er flüsterte: „Sie ist ja reizend geworden!“

Da erst sah ich, daß meine kleine Irene, mein Seelchen, ein junges Mädchen geworden war. Schreck, Entzücken und Scheu machten mich zittern. Und zugleich hätte ich Wolf die frechen Augen ausreißen mögen, die die Heiligkeit der jungen Blüte betasteten.

Ich reiste schon am nächsten Tage ab. Wolf war jetzt Herr in Labtau. Er quittierte den Dienst und übernahm die Güter. Unsere Mutter zog sich mit Irene in den Seitenflügel des Schlosses zurück.

Aber Angst und Sehnsucht peinigten mich fortgesetzt. Es kam mir vor, als sei Irene wehrlos in den

Händen eines Räubers, und ich ritt wieder und wieder, und sei es nur für eine Stunde, nach Labtau, um zu sehen, ob sie noch heil und gesund sei an Leib und Seele.

Ich fand sie bei jedem Besuche rosiger und schöner erblüht, und aus ihren Augen brach oft ein heimliches Leuchten, und ihr blasser Mund war rot geworden wie eine Rose, die sich der Sonne erschließt.

Wolf sah ich nicht oft mit ihr zusammen. Er war damals in die wüfsten Abenteuer verstrickt, und aus dem kleinen Pavillon, der ganz hinten im Park zwischen den dichten Tannen versteckt liegt, schimmerte oft ganze Nächte hindurch das Licht durch die Vorhänge, hinter denen er mit seinen Kumpanen seine Orgien feierte.

Sah ich Wolf wirklich einmal mit Irene zusammen, so hatte er aber eine so ritterliche Art, mit ihr zu verkehren, die meinen Argwohn wieder einschläferte.

Das ging so den ganzen Sommer und Herbst hindurch, und ich hatte kein Arg, als Irene allmählich zurückhaltender gegen mich geworden war; ihre erwachende Jungfräulichkeit gab mir die Erklärung ihrer Haltung, ja, ich freute mich, daß sie sich mir gegenüber nicht mehr als Kind, sondern als Weib dem Manne gegenüber fühlte. In mir regte sich die Hoffnung.

So kam der Herbst. Ich war wieder einmal nach Labtau geritten und gleich ins Musikzimmer gegangen, von wo mir Irenes Stimme entgegengelungen war. Sie war allein am Klavier. Als ich auf sie zuschritt, stand sie auf und sah mir mit so scheuen, fast verängstigten Augen entgegen, daß sie mich mit ihrer Befangenheit ansteckte. Um wieder Haltung zu gewinnen, bat ich sie, mir etwas zu singen. Sie willfahrte meiner Bitte sehr schnell und sang wahllos das erste Lied, das sie aufgeschlagen hatte. Es war „Der Wanderer“ von Schubert.

Du weißt, ich bin nicht musikalisch. Aber es gibt gewisse Lieder, die mir das Innerste aufrühren — wohlthätig aufrühren, wie ein Gewitter die gebundenen Kräfte der Natur entfesselt. In meiner Jugend war es „Der Wanderer“, der all das von eiserner Selbstbeherrschung gebändigte Leid meiner Seele mit lauter Stimme in die Welt hineinrief. Meine Klage aber in Irenes Munde, von ihrer glodentiefen, leise vibrierenden Stimme gesungen, war wie der Schrei, der meine tiefste Qual löste und erlöste. Mir stieg es heiß in die Kehle, als sie sang: „Ich wandle still, bin wenig froh.“

Da, gerade da, als sich mein Herz im Tiefsten löste, öffnete sich leise die Tür. Durch die Öffnung drängte sich die Sonne mit strahlender Macht in den sonnenlosen Saal, und in dem Strahl, der sich ihm um Haupt und Schultern legte wie eine flimmernde Liebkosung, stand Wolf in seinem weißen Flanellanzuge, das blonde Haar leuchtend wie Gold, in dem schönen Gesicht sein hinreißendes Lächeln — übermütig, ein wenig spöttisch und sehr gutmütig — in den Augen ein entzücktes Werben. Einen Augenblick stand er so im Sonnenstrahl, dann trat er leise wieder zurück und schloß die Tür.

Irene aber hatte ihren Gesang abgebrochen, jäh wie ein vom Habicht gepackter Singvogel. Als ich zu ihr hinsah, lagen ihre kleinen Hände hilflos auf den Tasten, und in ihrem purpurn gefärbten Gesichtchen war fassungslose Verwirrung, fassungslos — und glücklich.

Ich bekam einen Schlag aufs Herz.

Eine kleine Weile saßen wir so, durch die Breite des ganzen Saales voneinander getrennt, jeder allein mit seinem überwältigenden Gefühl und doch in

jedem Nerv die Gegenwart des anderen qualvoll empfindend.

Dann erhob sich Irene und sagte mit einem vergeblichen Versuch, unbefangen zu erscheinen: „Ich kann nicht weiterzingen, wenn ich einmal gestört worden bin. Ich möchte ein wenig in den Park gehen.“

Da kam mir ein Gedanke, daß ich sie mir retten müsse. Der nahm ganz und gar Besitz von meinem verwirrten Kopf.

„Das ist recht,“ erwiderte ich und konnte meine Stimme wirklich vollkommen beherrschen. „Ich komme mit dir.“

Sie zuckte auf, als wolle sie widersprechen, fand aber den Mut nicht.

Wir durchschritten schweigend den vorderen Teil des Parks. Unser Fuß raschelte im dünnen Herbstlaub.

„Ach,“ sagte ich, „hier ist es melancholisch. Wir wollen zu den Tannen gehen. Die haben keine Jahreszeit.“

„Darum sind sie für mich um so trauriger,“ erwiderte Irene schüchtern.

Aber sie ging mit mir.

Wir betraten den französischen Teil des Parks. Mir fiel heute zum ersten Male auf, daß die Zeitlosigkeit dieser zu Pyramiden oder Kugeln beschnittenen Tannen, dieser schwarzen Taxushecken, aus deren dichtem Gegitter sich kein Blatt hervordrängte, in der Tat etwas Schauriges hatte — den Schauer der Zeitlosigkeit.

Irene hielt sich dichter an mir. Mich zog's, den Arm um ihre zarte Gestalt zu legen. Aber ich widerstand dem Verlangen.

„Graut dir hier?“ fragte ich nur. „Wir kommen gleich wieder zum Leben zurück, Seelchen.“

Sie lächelte, als sie ihren Rosenamen seit langer Zeit wieder von mir hörte, und sah mich mit ihrem alten, kindlichen Vertrauen an. Ihr Händchen stahl sich in meine Hand wie früher. Ihre neuerwachte Scheu vor mir war von dem Worte vertrieben. Mich aber brannte die Berührung ihrer Hand wie Feuer, und ich ließ sie nach kurzem Druck fallen. Wie eine Entweihung ihrer Kinderseele erschien mir in diesem Augenblicke, was ich vorhatte.

Dennoch trieb's mich unaufhaltsam vorwärts. Wenn ich jetzt nicht handelte, war sie verloren, mir verloren — an ihn, der noch alles, was ich liebte, an sich gerissen hatte als Spielzeug für seine nimmerfatte Laune. Und als ich mit Irene weiterging, kam der Triumph über mich, daß ich ihm diesmal sein Spiel verpfuschen, daß ich diesmal siegen werde.

Ich lenkte dem Tannenboskett zu, in dem der Pavillon stand, ganz versteckt hinter den mächtigen Ästen.

Irene hielt ihren Schritt an. „Ach,“ sagte sie, „lehren wir rasch um. Wolf mag nicht, daß man hierher geht.“

„Warum denn nicht?“ fragte ich.

„Ich weiß nicht. Aber im Sommer trugen Leute Möbel hier herein. Ich sah sie zufällig durch das rückwärtige Parktor kommen und war begierig zu sehen, was aus dem Pavillon gemacht wurde, der nie benützt worden ist, solange ich hier bin. Ich ging also den Leuten nach. Aber vor dem Pavillon stand Wolf und war so außer sich über mein Erscheinen, daß ich ihm erwiderte, ich würde nie mehr einen Fuß hierher setzen, auch wenn er mich darum bäte. Und nun bin ich doch hier.“

„Was fällt denn Wolf ein, so geheimnisvoll zu tun? Er wird doch nicht wie Blaubart geköpft Frauen in der Blutkammer haben?“

Da mußte Irene lachen. Ihre rasche Phantasie stellte wohl die strahlende Siegfriedsgestalt Wolfs neben den düsteren Märchenritter. Der Kontrast war in der Tat schlagend.

Ich benützte ihre Stimmung. „Komm,“ sagte ich und nahm sie bei der Hand. „Spiele die dreizehnte Neugierige. Den rettenden Bruder hast du ja gleich neben dir. Sehen wir uns das verwunschene Schloß wenigstens von außen an.“

Sie ging, ein wenig zögernd, mit mir, von ihrer Neugier ebenso wie von mir vorwärts gezogen.

Wir standen vor dem Pavillon.

„Schwesterchen,“ raunte ich im Märchenton, „da ist der Schlüssel zur Kammer.“

In der Tat hatte ich eine Ritze zwischen den schweren goldgelben Vorhängen entdeckt, die die Fenster dicht verschlossen.

Ich schob, durch die Öffnung des Fensterflügels fassend, den Vorhang beiseite. Wir steckten beide zusammen die Köpfe ins Zimmer.

Das in goldener Dämmerung daliegende Gemach war mit einem so raffinierten Luxus ausgestattet, daß er selbst die arglose Irene erschreckte.

„Für wen hat er das hier nur so wunderschön geschmückt?“ flüsterte sie und sah mich fragend an.

Ich zog den Vorhang zu. „Komm fort!“ sagte ich. „Das hier ist nichts für dich.“

Sie folgte mir rasch. Sie war blaß geworden. Von Zeit zu Zeit glitt ihr Blick scheu über mein Gesicht. Aber sie fragte nicht mehr, und ich sprach kein Wort. Hätte auch keines sprechen können, wenn sie gefragt hätte. In mir brannte eine Scham, als hätte ich etwas furchtbar, unauslöschlich Gemeines getan, als hätte ich das reinste Vertrauen verraten. Und noch

heute — diese That ist die einzige, über die ich nicht hinwegkam, die einzige in meinem ganzen Leben, die ich niedrig nennen muß.

Aber wunderbarlich mengte sich damals mit der Scham ein Triumphgefühl. Durch diese selbe That hatte ich ihm ja die Beute entrißen, hatte zum ersten Male über ihn gesiegt. Denn das wußte ich: das Gesehene würde so lange in Irene bohren, bis sie sich Klarheit verschafft hatte.

Als ich, Wochen darauf, wieder nach Labtau kam, fand ich sie ganz verändert. Bläß und scheu wich sie meinen Augen aus, war immer wie auf der Flucht, auch vor mir, errötete und erblaßte, wenn mein Blick sie traf. Sie sah aus, als verginge sie vor Scham über die schändlichen Geheimnisse, von denen die Wände und die Büsche ihrer entweiheten Heimat flüsterten, und das Bewußtsein, daß ich mit ihr um diese Geheimnisse wisse, wäre ihr unerträglich.

Ich gab ihr Zeit, an mich wieder mit anderen Gedanken wie diesem einen zu denken. Ich kam den ganzen Winter über nicht nach Labtau, schrieb ihr aber zuweilen wie in früheren Zeiten unbefangene, brüderliche Briefe. Und allmählich schien sich wieder das alte Vertrauen in ihr Herz zu nisten.

Endlich ritt ich wieder einmal nach Labtau. Es war Mai, und jeder Busch blühte. Die Bäume am Waldrande dufteten stark, die Kiefern hatten schon ihre Hochzeitssterzen aufgesteckt und sahen so jung aus in dem goldroten Schmuck, als könnten sie nie mehr schwarz und traurig stehen. Das Herz klopfte mir rasch gegen die Rippen in der Erwartung dessen, was ich zu Hause finden würde.

Ich traf Mutter allein. Wolf sei fast immer abwesend, klagte sie, und auch Irene ziehe sich scheu vor

jedermann zurück. Sie begreife das Kind nicht mehr. Sie sehe aus, als lebe sie in einer beständigen Angst und sei dann wieder, besonders gegen Wolf, von einer unmotivierten Heftigkeit, die sie ihr ernstlich verweisen müsse. Dabei dulde Wolf ihre Ungezogenheiten mit einer musterhaften Geduld, ja er werbe geradezu um einen freundlichen Blick von ihr. Ob ich das verstünde, ob ich wisse, womit Wolf sie etwa erzürnt und erbittert haben könne?

Ich schaute der Mutter in die Augen, die forschend auf mir ruhten. Und als unsere Blicke so ineinander tauchten, sah ich ihr feines Gesicht allmählich erröten vom Rinn bis in das ergrauende Stirnhaar. Sie verstand.

Mit einer kurzen Entschuldigung verließ ich das Zimmer. In mir tobte die Freude. Ich ging nun, Irene zu suchen.

Ich durchstreifte den Park nach allen Seiten. Endlich, da ich sie nirgends fand, ging ich durch das rückwärtige Tor zum Schwarzwasser, wo sie gern unter den Gebüschcn hüben oder drüben zu sitzen und dem tosenden Bach zuzusehen pflegte. Als ich sie diesseits nicht fand, ging ich über das Brett nach drüben, wo unser Wald steht. Das Gebüsch am Flußrand ist, wie du weißt, hier sehr hoch und verdeckt die Aussicht. In seinen Zweigen schmetterte der Buchfink wie toll. Plötzlich aber schwieg er.

Ich hörte Stimmen hinter den Büschen — seine und ihre. Ich stand wie angewurzelt.

Da schrie Irene auf: „Was willst du noch von mir, du Betrüger — du schlechter, gemeiner Betrüger!“

Die Stimme brach. Es knackte im Gebüsch. Irene stand vor mir.

Sie fuhr zurück wie vor einem Gespenst.

Aber im nächsten Augenblick stürzte sie an meine Brust und umklammerte mich mit beiden Armen wie eine Ertrinkende.

„Nimm mich fort von hier!“ stammelte sie.

Mir versetzte es den Atem. So stark war mein Siegesgefühl, daß ich nicht sprechen konnte. Aber zugleich wußte ich, dies sei der Augenblick, wo ich handeln mußte, wenn ich alles gewinnen wollte. Ich zwang mein Herzklopfen, zog Irene ganz sanft an mich und sagte leise und ruhig, mehr wie ein schützender Bruder denn wie ein begehrender Liebender: „Willst du meine Frau werden, Seelchen?“

Ich fühlte sie erbeben; ihre Arme sanken von meinem Halse herab; sie bog sich von mir zurück.

Aber sogleich warf sie sich wieder an meine Brust und rief: „Ja, ja! Nimm mich fort von hier! Nimm mich nur fort!“

Da bog sich ein Strauch zur Seite und Wolf stand vor uns. Irene lag mit dem Gesicht an meiner Brust und sah ihn nicht. Aber unser beider Augen funkelten ineinander. Er war sehr bleich, und mir war das Blut in den Kopf gestiegen.

Ich nahm vor seinen Augen Irenes Köpfchen in beide Hände und küßte sie.

Da ließ er die Zweige vor sich zusammenschlagen. Und ich fühlte mich als sein Sieger.

Ich Narr!

Irene wurde mein Weib.

Ich ließ mich ins Elsaß versetzen und kam nie mehr nach Labtau.

Und jetzt wurde mein Leben ein einziges Warten, ein Warten auf meines Weibes Liebe. Irene war anschniegender und kindlich gegen mich, wie sie es

von jeher gewesen war, sie war mein Seelchen, meine kleine Schwester — aber nie mehr. Wohl war zu Anfang manchmal die Leidenschaft mit mir durchgegangen, und ich hatte versucht, im Sturm ihre Liebe zu wecken. Aber dann kam in ihre Augen ein Entsetzen, und sie lag in meinen Armen wie vergehend, hilflos, willenlos und erstarrt vor Furcht, und ich ließ von ihr ab in Scham vor mir selbst, der ich doch kein roher Räuber, der ich doch ihr Geliebter sein wollte.

Und ich wartete weiter. Denn einmal mußte ja die Zeit kommen.

Hätten wir ein Kind gehabt, dieser mächtige Zwinger hätte vielleicht der Mutter Herz zum Vater ihres Kindes gezogen.

Fünf Jahre hatte ich so gewartet, und es schien mir, als begänne Irene zu erwachen, als schliche sich in ihre kindliche Zärtlichkeit gegen mich langsam ein wärmeres Empfinden, als käme manchmal in ihre Augen ein Funken von Sehnsucht, von unbewußter Leidenschaft. Und ich dachte, die Zeit sei nun gekommen, wo sie nicht mehr den Bruder, wo sie den Mann und Geliebten verlangen werde.

O ja, die Zeit war gekommen!

Ich stand immer nur mit meiner Mutter in Briefwechsel, deshalb beschlich mich ein unangenehmes Gefühl, als ich eines Tages Wolfs Handschrift auf einem Briefe aus Labtau erkannte. Der Brief enthielt in der That eine Schreckensnachricht. Mutter war sehr krank, vielleicht sterbend, sie sehnte sich sehr, mich und Irene noch vor ihrem Tode zu sehen. Mich — und Irene. Ich wußte, sie liebte Irene wie ihr eigenes Kind, hatte in ihr immer die ihr versagte Tochter gesehen. Aber alles in mir sträubte sich, Irene wieder nach Labtau zu bringen, und die Sorge, wie ich ihrer

Rückkehr dorthin ausweichen könnte, verschlang für den Augenblick die um das Leben der Mutter. Irene war mein alles, mein Kampf, mein Ziel, meine Lebenshoffnung; die Mutter — ich hatte sie an Wolf abgeben müssen, und was sich einmal diesem Räuber meines Lebens zugewandt hatte, das wollte ich nie wieder haben und besitzen. So war es mit Wilhelm gewesen. Als er Wolf nachließ, da hatte ich ihn verloren — nein, weggeworfen. Deshalb konnte mich sein Tod nicht ärmer machen. Und als meine Mutter, während sie mich streichelte, liebeverloren zu Wolf hinlächelte, da war sie mir gestorben. Aber ihr gehörte meine Pietät, und es wurde mir immerhin schwer, ihren vielleicht letzten Wunsch ihr zu weigern.

Es war Irene selbst, die die Entscheidung traf. Ich hatte den Brief am Frühstückstische empfangen. Sie sah meine Verstörung und fragte nach der Ursache. Da kam mir der Gedanke, an dem Eindruck, den sie davon empfinde, könne ich am besten sehen, wie sie zu mir stehe. Ich sah sie scharf an, als ich ihr Mutters Verlangen nannte.

Sie wurde schneeweiß. Dann lehrte das Blut plötzlich in ihre Wangen zurück, und sie fragte, sich erhebend: „Wann reisen wir?“

„Willst du denn mit nach Labtau?“ fragte ich.

Sie hob ihren kleinen Kopf. Ihre Augen flammten. „Warum nicht — als d e i n W e i b?“ antwortete sie.

Da riß ich sie in meine Arme. Und sie duldete, sie erwiderte meine leidenschaftlichen Liebkosungen zum ersten Male.

In mir war ein Jubel ohnegleichen. Aber ich dachte in diesem Jubel viel weniger an mein Weib, das ich liebte und das ich mir verdient zu haben glaubte wie Jakob die Rahel, als an ihn, den ich nun da treffen

konnte, wo es ihm am empfindlichsten sein würde. Ob auch Irene an ihn dachte und nicht an mich, das fragte ich nicht.

Als der Wagen vor dem Schlosse hielt und Wolf die Freitreppe herunterkam, ward Irene wieder totenbleich. Aber sie hob stolz den Kopf, sprang aus dem Wagen, dessen Schlag der Diener schon geöffnet hatte, und ohne meines Bruders dargebotene Hand zu beachten, schritt sie uns voran.

Ich lachte in mich hinein, als ich sah, wie er sich in die Lippe biß.

Ich lachte immer, wenn ich sie zusammen sah. Denn ihre Augen blickten durch ihn hindurch, als wäre er leere Luft. Sein stolzes, blondes Siegergesicht, das mit den Jahren noch schöner geworden war, verfiel sichtlich, wie ausgehöhlt von ihrem Blick, der ihn niemals sah. Und vor seinen brennenden Augen zog ich Irene an mich. Es durchzuckte sie wie ein elektrischer Schlag, als ich's tat, aber im nächsten Augenblick schmiegte sie sich dicht an mich.

Wolf verließ das Zimmer.

Meine Mutter war damals schon außer Todesgefahr, aber sie genas sehr langsam, und da sie wünschte, uns noch länger um sich zu haben, ließ ich meinen Urlaub verlängern. Als ich Irene sagte, daß wir noch in Labtau bleiben würden, sah sie mich mit einem langen, rätselhaften Blicke an und neigte dann stumm den Kopf.

Wir streiften nun wieder wie einst stundenlang im Parke umher, in dem die Birken grüne Haare bekamen und wie junge Bräute mit ihren weißen Stämmen zwischen den noch im Winterkleid steckenden schwarzen Tannen standen. Die Amstel übte schon ihr

Liebeslied, und manchmal durchbrach ein Finkenschrei die Stille. Der Bach schoß nach dem Frühlingsregen wie toll dahin, und der Wald war schön, wie er selbst in meiner Jugendzeit nie gewesen war.

Und mein Weib blühte täglich stolzer und schöner auf wie eine dunkelrote Rose, die in der vollen Sonne steht.

Und ich stand auch in der vollen Sonne, und ich liebte mit allen Fasern meines Wesens mein stolzes Weib, das mich mit jedem Lächeln, das sie mir spendete, höher über ihn hinaufhob, der zum ersten Male mit weichen mußte.

Schon Ende Mai begannen die Rosen im Park zu blühen, und ihr Duft füllte alle Zimmer. Irene aber klagte, er mache ihr Kopfweh, ihre Augen fingen an, fieberisch zu glänzen und zu flirren, und die Farbe auf ihren Wangen kam und ging. Auch ihre Stimmung wurde ungleich, lustig jetzt und niedergeschlagen gleich darauf; ihre königliche Haltung steigerte sich zu starrem Hochmut, und eines Abends, als ich sie an mich ziehen wollte, stieß sie mich hart zurück und rief: „Rühr mich nicht an!“

Ich erschrak. Aber ich sah, daß ihre Wangen schneeweiß waren, und dachte, sie sei krank. Sie fing auch bei meinen ersten guten Worten an zu weinen und sagte, sie möchte nach Hause.

Ich setzte die Abreise gleich auf den übernächsten Tag fest.

Den ganzen folgenden Morgen bekam ich Irene nicht zu sehen. Sie streifte wieder nach ihrer alten Gewohnheit im Walde umher. Erst zu Tisch kam sie nach Hause. Unsere Mutter speiste wieder mit uns. Sie saß, ihrer noch lichtempfindlichen Augen wegen, an der oberen Schmalseite des Tisches, mit dem Rücken

nach den Fenstern, ich ihr gegenüber am unteren Ende, Irene und Wolf an den Breitseiten. Irene sprach fast kein Wort, und auch Wolf warf nur ab und zu eine hastige Phrase in das Gespräch, das Mutter mit mir aufrecht hielt. Ihre Lebhaftigkeit verbarg aber für mich nicht, daß sie sich unsicher fühlte. Auf ihrem zarten Gesicht brannten hellrote Flecke.

Als sie sich wieder gar so eifrig zu mir wandte, als wolle sie meine Aufmerksamkeit an sich fesseln, sah ich unwillkürlich nach Wolf hinüber, ob er ihr Grund zu ihrem Tun gäbe. Da sah ich seine blauen Augen, fast schwarz in Leidenschaft, mit qualvollem Flehen auf Irene gerichtet. Lächelnd blickte ich zu Irene hinüber, ob sie wohl wieder durch ihn hindurch ins Leere sähe.

Und da sah ich in ihren Augen dieselbe Qual wie in den seinen.

Ich glaube, ich habe einen dumpfen Laut ausgestoßen. Irene fuhr jäh zusammen, wollte sich erheben, fiel aber wie leblos wieder zurück. Ich fing sie auf, trug sie in meinen Armen die Treppe hinauf in unser Schlafzimmer und legte sie aufs Bett. Sie schlug die Augen auf, drückte sie aber gleich wieder zu und bat mich mit schwacher Stimme, sie allein zu lassen.

Ich ging in einer dumpfen Betäubung, als hätte ich einen Schlag vor den Kopf bekommen. Als ich nach einer Stunde wieder hinauftam, schien Irene fest zu schlafen.

Ich irrte im Park umher, bis der Himmel hinter den Bäumen sich zu färben begann. Da schlich ich wieder hinauf, um nach ihr zu sehen.

Sie war fort.

Ich stürzte hinunter, fragte meine Mutter, die Dienerschaft. Sie sei in den alten Teil des Parks gegangen. Da dachte ich gleich an die Pforte und den Wald.

Diesseits des Wassers war sie nicht. So ging ich über das Brett hinüber. An der Stelle im Gebüsch, wo sie damals meine Braut wurde, stand ich still und sah mich um. Der Fink schmetterte heute nicht mehr, denn es war Abend; aber das Wasser schoß und gurgelte und rauschte. Sonst kein Laut im Walde. Ein blutroter Schimmer blinkte von drüben herüber. Das Wasser stand sehr hoch, denn starke Gewitterregen waren in den letzten Tagen niedergegangen.

Da, fast von der Stelle, von der sie damals Wolf entflohen war, kam ein durchdringender Schrei durch die Gebüsch: „Nie — nie! Eher sterben!“

Und gleich darauf: „Laß mich, Wolf! Laß mich — ich kann ja nicht!“

Ich stand ganz still, wie angewurzelt. Nicht nur mein versagendes Herz fesselte meine Glieder, mehr noch, viel mehr der verzehrende Drang, alles zu wissen, das letzte, völlige Klarheit zu haben, und sei's die Klarheit der Wüste — des Todes.

Und da war seine Stimme, undeutlich, leise — aber mein Ohr war übernatürlich scharf: „Liebling, Geliebte, du bist mein, wehre dich nicht länger. Wir haben genug umeinander gelitten —“

„Ich bin sein Weib!“ schrie Irene schrill, wie in äußerster Not, in höchster Verzweiflung.

„Er hat dich mir gestohlen, hat deine weltfremde Jugend, deine verständnislose Unerfahrenheit benützt, dich mir zu stehlen!“ rief Wolf, nun auch laut, als müsse er sie aufschreien. „Mit schlauer, kalter Berechnung hat er —“

„Wolf,“ schrie sie, „schweig — schweig! Ich muß sonst sterben —“

Die letzten Laute vergingen, wie von Ohnmacht erstickt — oder von Küssen.

Da brach ich durch die Büsche — da sah ich mein Weib in seinen Armen — willenlos — regungslos.

Sie hörten meinen Wutschrei. Er ließ sie fahren. Sie sahen mich beide an, wie versteinert.

Dann sprang Irene in großen Sätzen, von Entsetzen gehebt, an mir vorbei, durch die Gebüsche zum Wasser —

Und er hinter ihr her, immerfort schreiend: „Irene — Irene!“

Ich packte ihn. Er rang mich nieder, stürzte weiter. Als ich mich vom Boden erhob, hatten sie schon einen großen Vorsprung.

Es ging mir durch den Kopf: Sie können ja nicht übers Wasser. Der Steg ist weit oben. Sie müssen zurück, zu mir zurück!

Ich stand oben auf dem Abhang über dem Wasser und sah sie. Irene war ihm noch immer voraus. Sie schien den steilen Berg hinunterzufliegen, immer schneller, schneller, je verzweifelter er rief.

Jetzt aber, ganz nahe dem Wasser, stolperte sie. Er haßte ihr Kleid.

Ich schrie laut auf.

Da wandte sie sich, sah ihn an, sah nach oben zu mir. Und dann riß sie ihm ihr Kleid aus den Händen, stürzte vorwärts — blind vorwärts zum Fluß.

Mit wurde schwarz vor den Augen, ich taumelte gegen einen Baum.

Das währte aber höchstens eine Sekunde, dann stürzte auch ich hinunter.

Sie waren beide verschwunden.

Tief unten, dicht vor der Mühlenschleufe, haben sie sie aufgefischt — ihn bewußtlos, sie tot.

Sie hatte rote Wangen und Lippen und ein triumphierendes Lächeln um den Mund. Als wäre sie einer großen Gefahr entronnen.

Vor wem war sie in den Tod geflohen? Vor ihm oder vor mir?

Ich Narr! War das nicht gleich? Hätte sie nicht ihn geliebt, sie hätte nicht in den Tod zu fliehen brauchen, um schuldlos zu bleiben.

Er hatte mich wieder besiegt.

Warum ich ihn damals nicht tötete?

Weil ich den Ruf meines Weibes, meines Hauses mit getötet hätte. Unser Haus, unser Name, unser Stamm ist mein Höchstes in der Welt. Vor ihrer Ehre tritt jedes persönliche Gefühl zurück — du weißt es.

Freilich, in der ersten Raserei der Rache hätte ich ihn wohl doch getötet. Aber vor der war er geschützt. Denn er lag wochenlang in wildem Fieber. Mein Urlaub war zu Ende — ich reiste ab.

Jahrelang hat mein Fuß Labtau nicht betreten.

Aber ich wußte, meine Zeit würde kommen.

Ich wartete.

Ich wartete viele Jahre. Nicht ein Tag war darunter, an dem ich nicht gedacht habe, daß er mir verfallen sei, daß ich nur zu warten habe.

Meine Mutter schrieb mir Briefe, in denen zuerst verhüllt, dann immer offener ihre Sorge und ihr Kummer um ihn klagten. Er wüte gegen sich selbst mit unerhörten Anstrengungen und Ausschweifungen. Sie sähe nur eine Rettung für ihn, nur eine Hoffnung für unser Haus: die Ehe. Aber er widerstrebe allen ihren Bitten und zerreiße ihre feinsten Pläne. Und allmählich begänne auch sein Ruf zu schlimm zu werden — selbst für die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, die unzerstörbar an ihm haften. Sie fürchte, keine Tochter aus edlem Hause würde mehr wagen, ihm ihr Leben anzuvertrauen.

Da heiratete ich selbst noch einmal. Ich brachte unserem alten Haus den Erben.

Deine Mutter starb bei deiner Geburt.

Du aber wuchsest und wuchdest stark.

Ich erzog dich zu Kraft und Selbstzucht.

Und ich sah, wie mein Schatten seinen Glanz überwuchs, größer und größer wurde und sich über ihn legte wie ein Riese, der ihn besiegte.

Und wenn ich unterginge und stürbe — in dir überlebte ich ihn.

Mochte er also leben!

Als du sechs Jahre alt warst, nahm ich dich und ging mit dir nach Labtau, um den Leuten, der Mutter und ihm — auch ihm den Erben zu zeigen.

Und wieder geschah das Unerwartete, das Unberechenbare, wie immer da, wo ich mit ihm zu tun hatte.

Ich hatte erwartet, einen verwüsteten, ruinierten Mann zu treffen, dem ich meine zu Rat gehaltene, deine aufblühende Kraft entgegenhalten wollte. Ich hatte erwartet, einen Blick des Neides in seinen Augen zu sehen.

Und er trat mir entgegen, ein blondbärtiger, lachender Riese, in den Augen jenen Blick sorgloser Liebenswürdigkeit, gutmütiger Freundlichkeit, der ihm von je die Herzen zugezwungen hatte. Sein eiserner Körper hatte allem Wüten widerstanden, sein Herz auch den schlimmsten Schlägen.

Denn ihm ging nichts bis in diese Tiefe des Wesens. Darum war er wohl zu verwunden, aber nie bis ins Mark zu treffen.

Er hob dich selbst aus dem Wagen, trug dich auf seinen Schultern ins Haus. Du jubeltest.

Er stellte dich vor sich hin, sah dich mit seinem hellen Lächeln an.

„Ein strammer Kerl!“ sagte er und strich leicht über dein Haar. „Wir wollen Freunde werden, Junge!“

Es ging mir durch und durch, als du mit einem knabenhaften Vorausnehmen fester Männlichkeit in seine dargebotene Hand einschlugest.

Nun, dich wollte ich schon vor ihm behüten. Nie mehr würde ich dich nach Labtau mitnehmen, damit sein Hauch, der alles verderbte, was ihm nahe kam, dich nicht wieder berühre. Wie der sagenhafte Manzanillobaum war er, der prachtvoll blüht und mit dem Duft seiner Blüten alles vergiftet, was in seinen Bereich kommt.

Schon als ich am selben Tage einen Gang durch die Felder machte, sah ich die Verwüstung, die sein unverantwortlicher Leichtsinn in deinem Erbe anrichtete. Weite Felder, auf denen jetzt der Raps blühen mußte, lagen brach, die Wiesen versumpften, Raben und wilder Mohn blühten lustig im Korn — farbig und wild wie er und sein verderbendes Leben. Im Wald erstickten die Bäume in der eigenen Überfülle oder wurden vom überhandnehmenden Wilbe angefressen.

Ich begriff an diesem Tage noch nicht, wie selbst der größte Leichtsinn des Herrn sein Gut so rasch verderben könne, da doch die Leute da waren, deren tägliche Arbeit es erhalten mußte.

Ich sah bald, wie das kam. Auch unsere Leute hatte er alle vergiftet. Ohne Aufsicht, in stetem Anblick seiner Unbekümmertheit um sein Eigentum, seiner Verschwendung, seiner Wüßtheit ließ sich auch der Beste gehen, tat seine Arbeit lässiger, nahm sich hie und da einen unrechtmäßigen Vorteil — und verwahrloste so nach und nach. Die den Verfall nicht mitmachen wollten, gingen fort. Unser alter Verwalter war gegangen, der treue Förster pensioniert. Nun, junge

Leute hausten nach dem Beispiel ihres Herrn. Die Knechte stahlen das Futter aus den Krippen, der Inspektor verkaufte es aus der Scheune. Die Meierin schrieb die Hälfte des Milchgeldes in ihr eigenes Buch und sah den Tagelöhnerfrauen durch die Finger, wenn sie Milch und Eier vom Hof in ihre Raten mitnahmen.

Und als ich in die Raten ging, traf ich auch dort den unerhörtesten Verfall. Schlecht vom Gutsherrn im Stand gehalten, waren sie's noch schlechter von den Bewohnern, und das Aneignen von seinem Gut hatte nur bewirkt, daß sie auch das eigene nicht mehr zu Rate hielten und zwischen Verschwendung und Not verkamen. Die Männer tranken, das junge Volk verdarb in wüster Sittenlosigkeit.

Wie hätte es anders sein können? Ich sah ein Mädchen, noch ein halbes Kind, erblühen in herzerfrischender, noch reiner Lieblichkeit — ein paar Tage darauf trat ich unangemeldet in meines Bruders Zimmer. Da saß das sechzehnjährige Ding auf meines Bruders Knien und hatte die breite Arbeitshand in einer Schublade seines Schreibtisches. Und in dieser Schublade lagen — ungezählt und offen — die Goldstücke!

Diese Schublade mit den Goldstücken war von allem das Schauerlichste für mich. Wie der offene Rachen der Sünde lockte und verschlang sie die Würde des ganzen Hauses, von ihr ging der Pesthauch sichtbar aus, der jeden letzten Rest von Rechtlichkeit und Widerstand im ganzen weiten Umtreis des Giftbaumes tötete.

So, mit seinem lebenswürdigen, noch immer bezaubernden, unbekümmerten und gutmütigen Lächeln, untergrub dieser Verwüster unser Haus, erstickte seine Lebenswurzeln, verdarb dein Erbe.

Und doch tat ich es noch nicht.

Du würdest Jahrzehnte brauchen, dein Erbe wieder in die Höhe zu bringen. Aber im Boden steckt immer sich neu gebärende Kraft, und ihn konnte der Verwüster nicht verschleudern. Der Boden blieb und wartete auf dich.

Und ich erzog dich zu seinem Retter. In strengster Zucht des Leibes und der Seele, dir immer das Ziel vor Augen haltend, einst unsere Stammscholle wieder blühen, unseren alten Namen wieder glänzen zu machen, alles Erlernen, alles Erleben auf dieses Ziel zu richten, so erzog ich dich zum Manne.

— — — — —
Du warst zwanzig Jahre alt, da tat er das letzte.

Zwei Wochen sind es, da schrieb mir meine Mutter: „Komm sofort! Wolf schlägt den Wald nieder!“

Nun war's genug. Sein Tag war da. Er hatte sich selbst das Urteil gesprochen. Er schlug den Wald nieder, unser Kronjuwel, unseren letzten Halt. Ohne den Wald war das verwüstete Gut nicht mehr in die Höhe zu bringen, ohne den Wald mußte es verderben und verkommen wie er.

Der Wald — oder er!

Also er — er!

Nun mußte er fort von der Erde. Fort mußte er.

Er hatte die Art geschliffen, viele Jahre lang.

Jetzt nahm ich sie in die Hand.

Jetzt durfte ich sein Richter sein.

Auf diesen Weg nahm ich dich nicht mit. Du solltest nicht Zeuge des Gerichtes sein, das nun hereinbrach. Frei von Born und Mitleid solltest du die Frucht meiner Tat ernten.

Als ich durch den Wald fuhr, schrie ich auf. Viele

Morgen weit lagen die Stämme aufeinander, als hätte der Teufel sie gemäht.

Aber dann wurde ich ganz ruhig. Ich war gekommen, zu richten.

Da, wo der Steg über dem Fluß liegt, ließ ich den Wagen halten. Ich wollte über das Brett gehen, das so oft Schicksal in meinem Leben gespielt hatte, das so oft ihn als Räuber und Verwüster meines Glückes gesehen hatte. Aber der Rutscher sagte, das Brett sei faul und zermorscht, beim ersten harten Tritt könne es brechen.

Faul und zermorscht war es wie alles, worüber er die Hand hielt.

Das sah ich.

Und es war gut, daß ich es sah.

Meine Mutter zitterte und weinte, als sie mir entgegenkam. Kummer, Sorge, Angst um unseren Besitz, noch mehr wohl um ihn selbst hatten sie ganz zerrüttet. Als sie mich, den sie herbeigerufen, nun sah, brach sie in meinen Armen zusammen. Sie ahnte das Gericht.

„Er ist dein Bruder!“ flüsterte sie heiser.

Ich ließ sie aus meinen Armen frei und geleitete sie zu einem Sessel.

Da trat er in die Halle. Groß, breit, mit blondem, erst leicht ergrautem Vollbart, in der Jagdjoppe, die Büchse über der Schulter, so kam er mit wuchtigem Schritt auf mich zu, streckte mir die Hand entgegen und sagte mit einem Lachen, das lauter klang als sein unbekümmert leichtsinniges von früher: „Na, welcher Wind hat dich denn wieder hergeblasen?“

Ich nahm seine Hand nicht, sah ihm voll ins Gesicht, das noch immer schön, aber leicht gedunsen und voller Runen war, und in dem die Augen jetzt halb unsicher, halb trotzig fladerten.

„Nicht der Wind, die Schläge der Art,“ sagte ich. „Du schlägst unseren Wald nieder, den Wald deiner Erben.“

Er verfärbte sich unter meinem Blick, der nicht von ihm abließ, zuckte die Achseln und lachte. „Na, noch leb' ich ja selber,“ erwiderte er leicht. „Und ich halt's wohl noch eine Weile hier aus. Ihr müßt euch schon gedulden, du und dein Sohn, und mich nach meiner Fassung wirtschaften lassen. Eure ist mir zu spießig.“

Ich sah ihm noch immer fest in die Augen. „Und du fürchtest dich nicht?“ sagte ich langsam.

Mein fester Blick, der Ton meiner Stimme schienen ihn doch zu verwirren. Er streifte mich mit einem raschen, fragenden Blick. Dann lachte er wieder. „Fürchten? Nein, Bruder, Furcht hab' ich nie gekannt. Die laß' ich anderen.“

„Ich bin gekommen, Abrechnung mit dir zu halten,“ sagte ich.

„Abrechnung — du? Mit welchem Recht? Nein, dafür bin ich nicht zu haben. Ich hab' nie gerechnet und lasse auch niemand mit mir abrechnen. Wenn du ein paar Tage bleiben willst, gut — übermorgen ist Jagd bei mir. Sonst aber — ich bin hier Herr und gedente zu tun, was ich will, solange ich lebe.“

Er sprach selbst sein Urteil. Und er war gewarnt. Nicht aus heiterem Himmel traf ihn der zerschmetternde Blick.

Bei der Jagd hatte er mich weit von seinem Stand postiert.

Er fuhr doch zusammen, als ich plötzlich vor ihm stand.

„Nichte deine Flinte anders,“ sagte ich. „Einer von uns beiden bleibt hier auf dem Platz.“

Sein Blick war einen Herzschlag lang zur Seite gewichen. Jetzt ruhte er wieder fest, ja lachend auf mir. Als wär's ihm gerade recht, jetzt und so zu sterben. Oder glaubte er nicht an meinen Ernst?

„Also Mord?“ sagte er.

„Nein — Gottesgericht,“ erwiderte ich.

„Lasse Gott aus dem Spiel, er hat mit keinem von uns beiden zu schaffen. Ich schieße mich nicht mit meinem Bruder.“

„Du mußt.“

„Wer will mich zwingen?“

„Ich.“

Ich trat auf ihn zu und schlug ihn ins Gesicht.

Da griff er nach der Waffe.

„Wir schießen zugleich,“ sagte ich. „Möglich, daß wir beide auf dem Platz bleiben. Wahrscheinlich sogar. Du jedenfalls — bleibst.“

Wir richteten beide die Flinte auf des anderen Brust.

Die Schüsse fielen.

Er hatte in die Luft geschossen.

Als ich mich über ihn beugte, sah er mich mit einem seltsamen Blicke an.

Er hat nicht verstanden, daß ich ihn gerichtet habe.

Mit seinem Schuß in die Luft hat er zum letzten Male über mich gesiegt.

Zu seinem Begräbnis ist der ganze Adel der Provinz gekommen. Niemand hat gewagt, mich anzuklagen. Nur du hast mich stumm gefragt, und ich habe geantwortet.

Ich gehe nun zum morschen Steg über dem Schwarzwasser.

Wenn sie mich finden, werde ich kein triumphierenden Lächeln um die Lippen haben wie Irene.

Ich bin der Besiegte.

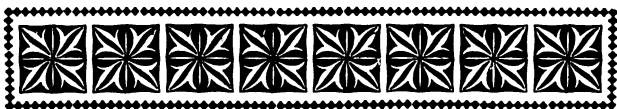
Ein altes Wort klingt mir im Ohr: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.

Nun wohl, wenn ich schuldig bin, wenn ich zu Unrecht mich zu seinem Richter aufwarf, ich habe doch das Schädliche aus der Welt geschafft, das sie verwüstete, ich habe dem Besseren die Bahn freigemacht.

Bring unser Geschlecht wieder zu Ehren, mein Sohn.

Leb wohl!





Figaro in aller Welt.

Von Loth. Brenkendorff.

Mit 10 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Wenige Berufsstände nur dürfen sich der Auszeichnung rühmen, in der Weltliteratur durch einen so prächtigen und lebensvollen Typus vertreten zu sein, wie der ehrenwerte Stand der Bartscherer und Haarkünstler. Die von Beaumarchais geschaffene und durch die herrliche Musik des großen deutschen Tonsetzers unsterblich gewordene Figur des lustigen Figaro, des lebenswürdigsten, witzigsten und verschlagensten aller Barbiers, genießt ja auf dem ganzen Erdenball eine Beliebtheit, die sich von Generation zu Generation vererbt, und deren sich die lebenden Kollegen vom Rasierbecken um so herzlicher freuen sollten, als das Publikum sich nachgerade gewöhnt hat, in Figaros scharmanten persönlichen Eigenschaften charakteristische Besonderheiten seines Berufes zu sehen.

Nicht mit Unrecht, wie bereitwillig zugegeben werden soll.

Das Handwerk des Barbiers ist ja in der That viel mehr als die meisten anderen dazu angetan, die Entwicklung einer gewissen geistigen Beweglichkeit zu begünstigen. Der Bart- und Haarkünstler wird durch die Ausübung seiner Tätigkeit in eine nahe persönliche Berührung mit sehr vielen Menschen gebracht, die sich

aus den verschiedensten Ständen und Gesellschaftsschichten rekrutieren, und sein Verkehr mit ihnen erhält durch das Santieren an ihrem Körper von vornherein eine gewisse Intimität, die zu vertraulichem Gedankenaustausch geradezu herauszufordern scheint.

Beinahe alle von ihm behandelten Leute stehen unbewußt unter dem Zwange des Bedürfnisses, wenigstens vorübergehend auch einen gewissen seelischen Rapport zwischen sich und dem Manne herzustellen, dem sie so weitgehende physische Annäherung gestatten müssen, und der geschickte Barbier muß es natürlich als seine Aufgabe betrachten, diesem Bedürfnis so weit als möglich entgegenzukommen. Ist er von der Natur mit einem nicht allzu schwerfälligen Auffassungsvermögen bedacht worden, so hat er es leicht, sich in kurzer Zeit eine ziemlich umfassende Menschenkenntnis zu erwerben und sie auf vorteilhafte Art zur Unterhaltung seiner Rundschaft zu verwenden.

Man kann dafür in jeder großstädtischen Barbierstube Tag für Tag die erstaunlichsten Beispiele erhalten, und es ist gar nicht über die Maßen verwunderlich, daß mancher für gewöhnliche Sterbliche sonst fast unnahbare Große dieser Welt in der mittheilsamen Stimmung jedes Eingeseiften gerade dem Barbier allerlei Einblide in sein Innenleben gestattet. Hat der Meister vom Rasiermesser ein gutes Gedächtnis — und ich habe noch keinen angetroffen, dem es daran gefehlt hätte — so bereichern ihn alle die großen und kleinen Geständnisse seiner Kunden nach und nach mit einem geistigen Material, dessen unerschöpfliche Fülle ihn bei der Wahl des jeweils geeigneten Unterhaltungstoffes niemals in Verlegenheit geraten läßt.

Er, der jeden neuen Klienten mit dem ersten Blick auf Stand, Charakter und Temperament abzuschätzen

weiß, hat auch für jeden das seiner Individualität entsprechende Thema in Bereitschaft. Er ist witzig, mißvergnügt, pitant, ernsthaft, je nachdem der besondere Fall es nach seinem Dafürhalten erfordert, und während seine flinken Finger das Seifenpulver zu Schaum schlagen, hat er immer Zeit genug, einen etwa begangenen kleinen Mißgriff wieder gutzumachen und Ton oder Gegenstand entsprechend zu ändern.

Das sicherste Mittel, dem Kunden auf angenehme Art über die langen Minuten der willenslosen Unbeweglichkeit hinwegzuhelfen, sind natürlich die mehr oder weniger harmlosen Klatschgeschichten, von denen er eine ungeheure Menge in seinem Geiste aufgespeichert hat, und für deren Mitteilung sich die meisten der damit Erfreuten durch Hinzufügung einer neuen erkenntlich zu zeigen wissen. Nirgends hält Frau Fama lieber Einkehr als in einer Barbierstube, und gar manches Gerücht, das innerhalb weniger Stunden Tausende von Gemütern erregte, ist vor einem Frisierspiegel geboren worden.

Als lebendiges Schaklästlein interessanter Neuigkeiten ist der Barbier darum allerorten hochgeschätzt, gleichviel, ob er als „Coiffeur de la Cour“ die höchste Staffel haarkünstlerischen Ehrgeizes erklommen hat, oder ob er als simpler „Bader“ in irgend einem weltentlegenen Gebirgsdorf von Haus zu Haus zieht. Ja, die rechten Figarofiguren sind vielleicht nirgends so häufig als gerade unter den Angehörigen dieser letzten, bescheidensten Gattung. Die Rolle, die der verschlagene, schlagfertige, seelenkundige und in allen Sätteln gerechte Dorfbarbier in manchen Volksstücken spielt, ist durchaus kein Phantasieprodukt der Verfasser, sondern den wirklichen Verhältnissen des ländlichen Lebens abgelauscht, und man darf getrost

annehmen, daß er diese Rolle nicht nur in unseren heimatlichen Dörfern, sondern mit Geschick und Erfolg allerorten durchzuführen weiß, wo man des verschönernden Rasiermessers bedarf.



Der montenegrinische Hoffriseur.

In seiner äußeren Erscheinung freilich ist Figaro, wie unsere Abbildungen beweisen, je nach Landesart und Landesbrauch gar sehr verschieden. Der Hoffriseur des deutschen Kaisers, der weltberühmte Erfinder des „Es ist erreicht“-Schnurrbartes, würde sicherlich nur ein geringschätziges Lächeln haben für seinen ebenfalls mit dem stolzen Hofitel ausgezeichneten Kollegen in der montenegrinischen Residenz,

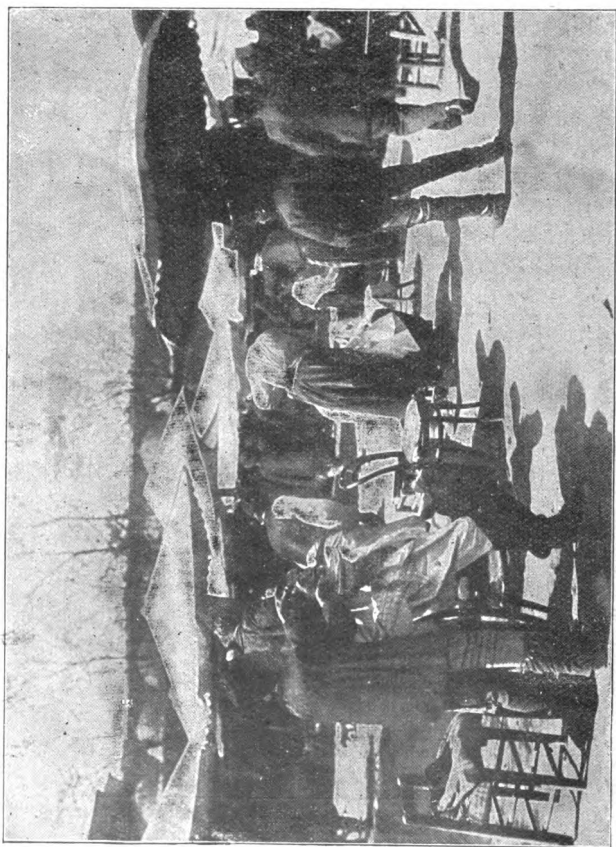
und wie weltenweit wiederum ist der Abstand, den dieser zwischen seiner augenfällig zur Schau getragenen Würde und der schlichten Einfachheit des unter freiem Himmel operierenden rumänischen Dorfbarbiers erblickt! Aber der Mann in der Lammfellmütze ist innerhalb seines Wirkungskreises gewiß eine nicht minder geschätzte und interessante Persönlichkeit als er. Das beweist unzweideutig die Korona von männlichen und



Rumänischer Dorfbarbier.

weiblichen Zuschauern, die sich um ihn gruppiert hat, weniger vielleicht aus Teilnahme für das oft genossene Schauspiel des Barttragens als aus wißbegierigem Interesse für seine von Haus zu Haus getragenen Neuigkeiten.

Für das Rasieren und Haarschneiden in Gottes freier Luft scheint übrigens in allen südlicheren Ländern

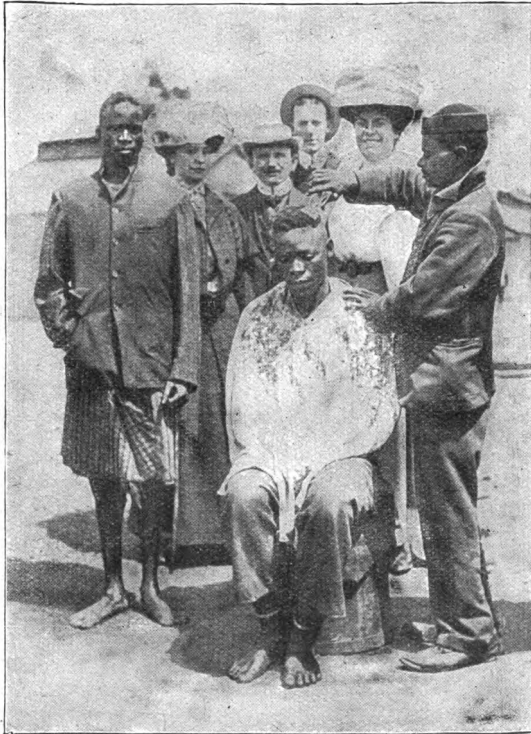


Der Barbier in der Türkei.

eine besondere Vorliebe zu bestehen. In der Türkei pflegen sich Figaros Fachgenossen sogar gleich halbdutzendweise auf offenem Markte zusammenzufinden. Ein aufgespannter Schirm genügt für die Improvi-

sation einer Barbierstube, und die öffentliche Ausübung der männlichen Schönheitspflege hat nichts Auffälliges für die zahlreichen Passanten.

Auch in den Negervierteln, ja, selbst in ver-



Negerbarbier in San Franzisko.

kehrreichen Straßen kalifornischer Städte findet man häufig genug Gelegenheit, in aller Muße die Geschicklichkeit schwarzer Friseure zu bewundern, die der wolligen Kopfzierde ihrer Stammesbrüder auf sehr

summarische Weise die gewünschte Form zu geben wissen. Das Rasiermesser ist für den bartlosen Schwarzen ja zumeist überflüssig, um so stolzer aber ist er auf seinen Schädel, für dessen Verschönerung er willig



Ein schwarzer Figaro in Deutsch-Ostafrika.

den verlangten Obolus entrichtet, auch wenn seine Vermögensverhältnisse ihm jeden sonstigen Toilettenluxus, wie etwa die Anschaffung eines Hemdes oder einer Fußbekleidung, verbieten.

Den Händen eines ebenholzfarbigen Haarkünstlers muß sich wohl oder übel auch der Weiße anvertrauen, den Amt oder Beruf in den dunklen Erdteil verschlugen, und die nahe persönliche Berührung mit dem für solche

Verrichtung gedrillten Boy wird von ihm gewiß nicht immer als der Gipfel irdischen Vergnügens empfunden. Aber der Tropendienst bringt ja am Ende mancherlei noch unangenehmere Notwendigkeiten mit sich als diese, und der Schutztruppenoffizier oder Gouvernementsbeamte braucht unter afrikanischem Himmel auf eine tadellose Frisur nicht ganz so viel Wert zu legen als in einem Berliner Salon.



Chinesischer Friseur.

Daß der Chineser ein besonderes Gewicht auf sachgemäße Pflege seines Haupthaars legen muß, ist bei der jetzt freilich stark bedrohten Landessitte des Zopftragens selbstverständlich. Diese oft bis zu den Knien

herabfallenden Böpfe erweisen sich ja allerdings bei näherer Betrachtung zumeist als ebensowenig wurzelrecht wie etwa die modernen Lockengebäude auf den Köpfen unserer holden Landsmännchen. Ihre viel-



Der Barbier im Manöver.

leicht schon von mancher Evasochter beneidete Länge wird nämlich in der Regel durch das Einflechten von schwarzen Seidenfäden vorgetäuscht: aber gerade die Erzeugung dieser Illusion erfordert eine äußerst geschickte Hand, und man muß es den chinesischen Frisuren zugestehen, daß sie ihren Beruf mit großer Gewandtheit und auf eine frauenhaft zarte Weise zu üben wissen.

Aus dem fernsten Osten in die deutsche Heimat zurück führt uns die nächste unserer Abbildungen, ein der indiskreten photographischen Kamera verfallenes Idyll aus dem Manöverleben. Einem wackeren Grenadier, der in seinem Zivilverhältnis zu Becken und Schaumpinsel schwört, ist der ehrenvolle Befehl geworden, dem im mehrtägigen Bivakleben zu einem garstigen Stoppelfelde gewordenen Antlitz seines Herrn



Auf dem Kriegsschiff.

Hauptmanns die gewohnte Glätte wiederzugeben, und seine Stellung beweist, mit wie hingebendem Feuereifer er sich dieser Aufgabe unterzieht. Die Ausübung des gewohnten Berufes wird ihm ja nicht

allzu schwer; aber er muß seine Willenskraft schon tüchtig zusammennehmen, um nicht gleichzeitig eine der Konversationen zu beginnen, die für ihn mit dem Einseifen und Abschaben sonst unauflöslich verbunden sind.

In dieser Hinsicht brauchen sich die beiden Matrosen



Tief unter der Erde.

auf dem nächsten Bilde schon viel weniger Zwang aufzuerlegen. Die Opfer unter ihren Händen sind ja nur Kameraden, von denen sie durch keine Ehrfurcht und Stillschweigen gebietende Schranke dienstlicher Unterordnung getrennt werden. Aber die Ärmsten sind dafür auch Opfer im eigentlichen Sinne des Wortes. Denn die Kriegsschiff-figaros sind nur Dilet-

tanten ihres Faches, sozusagen Barbieramateure. Auf ein paar schmerzhaft e Entgleisungen des Rasiermessers kommt es ihnen darum ebensowenig an als auf die



Ungewöhnliche Rundschaft.

Erzeugung jenes treppenförmigen Haarschnitts, der sich übrigens auch bei manchen der oben erwähnten Dorflieder besonderer Beliebtheit erfreut.

Daß die Anpassungsfähigkeit ein wesentliches Erfordernis für den Beruf unseres Figaros ist, hat uns

schon seine oben versuchte Charakteristik gelehrt. Er muß seine Kunst ebenso unbefangen im glänzend ausgestatteten Frisiersalon üben können wie unter freiem Himmel, im Krankenhaussaal oder in der Gefängniszelle. Daß er sie zuzeiten aber sogar tief unter der Erde üben muß, beweist uns die Abbildung auf Seite 176. In dem niederen, feucht dumpfen, nur vom matten Lichte der Grubenlampen erhellten Stollen eines Bergwerks geht der Barbier hier seinem Geschäft nach. Es ist das für ihn die einfachste und lohnendste Art, denn er hat seine Kunden hübsch beisammen, und keiner von ihnen braucht auf die Abfertigung des anderen zu warten.

Aber die Anpassungsfähigkeit muß sich bisweilen auch noch in einem anderen Sinne kundgeben. Es mag für den Meister des Faches nur einen geringen Unterschied bedeuten, ob er einen Minister oder einen Bauernknecht unter dem Messer hat; aber es ist sicherlich eine ernsthafte Probe auf seine Berufstüchtigkeit, wenn er vor die Aufgabe gestellt wird, einen Affen zu rasieren — nicht etwa einen stutzerhaften Sigerl, dem übelwollende Menschen gelegentlich wohl diesen Namen geben, sondern einen richtigen Orang-Utan, von dem man eigentlich nicht verlangen kann, daß er die für das Stillhalten unter dem Messer erforderliche Einsicht besitzt. Allerdings gehört solche Kundschaft ja auch zu den seltensten Ausnahmefällen, und der Affe Konsul, den wir in unserem letzten Bilde auf dem Rasierfessel sehen, ist vielleicht sogar der einzige Vierhänder gewesen, der jemals Figaros Dienste für sich in Anspruch genommen hat.





Liebeszwang und Liebeszauber.

Von E. v. Soss.

Mit 8 Bildern.



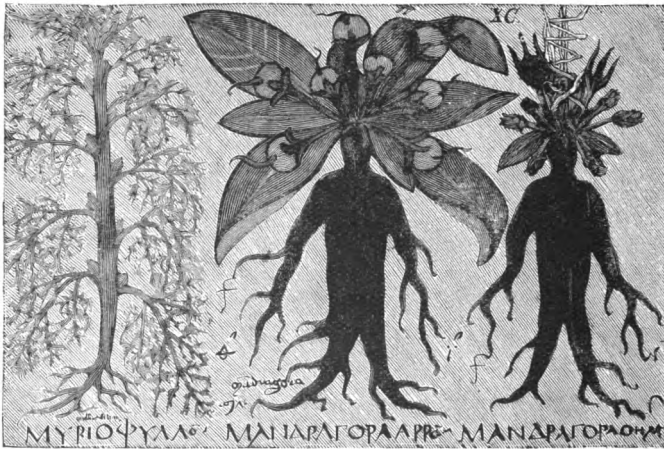
(Nachdruck verboten.)

Das Reich der Liebe ist nicht nur voller Tragödien, wie Frau v. Sévigné schreibt, sondern auch voll des Aberglaubens. Liebestränke, Liebeszwang und Liebeszauber herrschten zu allen Zeiten, und die Pharmazie und Magie der Liebe ist so alt wie die Kultur, wie Zuchtwahl und Eifersucht.

Der Glaube wenigstens, es gebe zauberische Beschwörungen und magische Mittel, um Liebe einzuflöhen, war unter den frühesten Völkern, so den alten Ägyptern, wie der Zauberpapyrus im Museum zu Leiden beweist, allgemein verbreitet. Der Zaubertrank der Kirke, die unheimlichen Rünfte der Medea, der bei Homer von der Polydamna, der Gemahlin des Thous, in Ägypten, „wo die Erde viel Mittel zu guter und zu schädlicher Mischung trägt“, der Helena geschenkte Zaubertrank Nephentes beweisen, daß die Griechen schon sehr frühe die zauberische Zubereitung von Liebesmitteln kannten.

Die Wurzel des Alrauns (*Mandragora officinalis*) stand, wie H. Peters in seiner „Pharmazeutischen Vorzeit“ schreibt, „schon seit Jahrtausenden wegen der geheimen magischen Kräfte“ — und wohl auch wegen ihrer menschenähnlichen Gestalt — „in bedeutendem Ruf ... Die schwarze, rübenförmige Wurzel, die sich

häufig nach unten in zwei Teile teilt und mit kleinen haarförmigen Fasern versehen ist, hat etwas Ähnlichkeit mit einem menschlichen Körper.“ Pythagoras nannte deshalb die Alraunwurzel die „mensenähnliche Gestalt“ und Columella taufte sie die „Halbmenschenpflanze“, deren Saft, allzu reichlich getrunken, den Tod bringt. „Wer den Saft aber mit Maß trinkt, fühlt seine ein-



Mandragorapflanzen nach Abbildungen im Codex Neapolitanus der Wiener Hofbibliothek.

schläfernde Wirkung . . . und bei manchen reicht schon sein Geruch hin, um sie in Schlaf zu bringen.“

Kein Wunder, daß Gestalt und Wirkung dieser Pflanze schon in den frühesten Zeiten den Aberglauben reizten. Selbst Plinius rät, das Ausgraben solle erst geschehen, nachdem man sich überzeugt habe, daß kein entgegengesetzter Wind geht, und nachdem man, das Gesicht gegen Westen richtend, mit einem Schwerte drei Kreise gezogen hat. Josephus Flavius aber macht

aus dem Alraun bereits den vielberufenen, in der Erde wachsenden Homunkulus, den man nicht selbst aus der Erde ziehen dürfe. Das müsse ein schwarzer Hund besorgen, dem der Stengel der Pflanze an den Schweif zu binden sei. Sobald der Hund angetrieben sei und die Wurzel sich lockere, ertöne ein markerschütterndes Geschrei, worauf der Hund tot niederstürze.



Der Alraungräber.

Nach einer Zeichnung aus dem 16. Jahrhundert.

Der Alraungräber aber müsse sich die Ohren mit Wachs verstopfen, um das Jammergeschrei zu überleben. Unser der Sammlung des Germanischen Museums entnommenes Bild beweist, daß das Rezept des berühmten, im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt lebenden Geschichtschreibers im deutschen Mittelalter auch getreulich befolgt wurde. Um das Geschrei der Pflanze zu übertönen, bläst unser Gräber in ein Blashorn.

Im Schutze der abergläubischen Menge vermehrten sich die Zauberinnen in Athen, Sparta und Korinth wie Unkraut im Feld. Berühmt waren wegen ihrer Künste und Liebesbeschwörungen insbesondere die thessalischen Zauberinnen, die ihren Tränken Drogen beizumischen begannen und sich zu ganz gefährlichen Giftmischerinnen entwickelten.

Luzian schildert eine solche Beschwörung: „Es gibt hier, meine Liebe, eine durchtriebene Syrierin, eine ausgezeichnete Zauberin; sie hat mich eines Tages wieder mit Phantias ausgesöhnt . . . Ein Krug mit Wein muß zurechtgemacht sein, auch ein Kleidungsstück von ihm oder seine Pantoffeln,“ sagt Bacchis. Melissa erwidert: „Ich habe seine Pantoffeln.“ — „Diese hängt sie an einen Nagel und räuchert mit Schwefel und streut Salz in die Glut,“ fährt Bacchis fort, „dabei spricht sie eure Namen aus. Hierauf langt sie einen Kreisel hervor und dreht ihn, wobei sie mit schneller Zunge eine Zauberformel in barbarisch klingenden, graufigen Worten spricht. So tat sie damals, und bald eilte Phantias in meine Arme.“

Hatte Liebestrank und Liebeszauber keinen Erfolg, dann stand nicht umsonst neben dem Saumeltelch der Liebe der Giftbecher des Todes. So läßt Theokrit, der etwa dreihundert Jahre vor Luzian lebte, seine Liebesbeschwörerin, die von ihrem Geliebten Delphis verlassene Simaitha, drohen:

„Jezo mit Liebeszauber beschwör' ich ihn. Aber wofern er Mehr mich betrübt, bei den Moiren, an Habes Thor soll er klopfen. Solch ein verderbliches Gift bewahr' ich ihm . . .“

In demselben Ruf wie die thessalischen Zauberinnen in Griechenland standen im republikanischen Rom die Hirten Siziliens. Als Rom Griechenland erobert hatte, bewahrheitete sich, was das Zauber-

unwesen betrifft, wieder der alte Satz, daß der Sieger nur zu bereit ist, sich die Laster des Besiegten anzugewöhnen. „In der Brutalität seines Machtgefühls hochmütig, wie nur die Unwissenheit es zu sein vermag,“ schreibt Joh. Scherr, „und unverschämt wie ein zum Millionär gewordener Hausknecht, behandelte Romanus die arme, schöne, feingebildete, kunstfertige und graziose Gracia wie eine Sklavin . . . Die Sklavin rächte sich: sie entnernte ihren Tyrannen.“ Die thessalische Zauberin eroberte Rom, machte die Cäsaren und römischen Lebemänner durch ihre Liebestränke wahnsinnig und bezimierte Rom durch die geheimen Gifte der Locusta, deren sich selbst ein Nero bediente.

In der Kaiserzeit wurde der Handel mit Liebestränken und „Erbchaftspulvern“ so offenkundig betrieben, daß ein Senatsgesetz erschien, wonach die Anwendung von Liebestränken mit derselben Strafe bedroht war wie der Giftmord. In der Begründung wurde auf die Verheerungen hingewiesen, die diese Tränke verschuldet haben. Es war allerdings bekannt, daß der berühmte Feinschmecker Lucullus (58 v. Chr.) an einem aphrodisiastischen Trank gestorben war, den ihm sein Freigelassener Callisthenes in der Absicht gab, um sich seine Zuneigung zu sichern, und kurze Zeit nach ihm der Dichter Lucretius (55 v. Chr.) durch einen Liebestrank zur Verzweiflung gebracht worden war, den ihm seine eifersüchtige Geliebte Luzilia beigebracht hatte. Aber nach Erlaß des Gesetzes wurde es noch schlimmer. Die Cäsonia, von der Sueton bezeugt, daß sie „weder schön noch auch mehr jung war und schon von einem anderen Manne drei Töchter hatte, aber eine Frau von bodenloser Üppigkeit und Lieberlichkeit war“, hat durch ihre Liebestränke aus dem anfangs ganz vernünftigen Caligula jenes wahnsinnige, blut-

gierige Ungeheuer gemacht, das in der Weltgeschichte nur noch von Tamerlan und Zwan dem Schrecklichen übertroffen wird.

Nach römischen Autoren waren neben dem Saft der Alraunwurzel der Hippomanes und die Kräuter der Medea die Bestandteile des römischen Liebestrankes, während das hauptsächlichste Gift, das berückte, zur Beschleunigung der Erbschaften und zur Beseitigung glücklicher Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen dienende *Halicacabum*, aus einem, aus dem Nachtschatten und der ungemein giftigen Judentische gezogenen Extrakt bestand.

Bei dem an Verrücktheit grenzenden Aberglauben der weltbeherrschenden Römer, der sich bekanntlich auf ihre Nachkommen und leider auch auf ihre germanischen Bezwinger vererbte, konnte sich die Kunst der zauberischen Herstellung von Liebestränken in einer Weise entwickeln, die ein charakteristisches Streiflicht auf die römische Sittenverderbnis wirft. Diese Entwicklung war nur in der Weltkloake Rom möglich, in der, wie Tacitus sagt, von allen Enden und Ecken des Erdkreises her alles Greuelreiche und Schandbare zusammenfloß.

Die alten Deutschen kannten ebenfalls die Zauber Kunst der Liebestränke und des Nestelknüpfens. Sie hatten diese Kunst wie auch ihre Ordalien als ein Vermächtnis ihrer Urahnen, die aus ihrer asiatischen Heimat auswandern mußten, treu bewahrt. Ihr Minnetrank bestand aus dem Saft der Alraunwurzel und des Bilfenkrautes. Wer kennt nicht den Zaubertrank, der, in Liebe wandelnd den Neid, Tristan und Isolde zur Liebe zwang, den Trank, den Tristan sterbend verflucht:

„Aus Lachen und Weinen,
Wonnen und Wunden

hab' ich des Trantes
 Gifte gefunden!
 Der mir gebraut,
 der mir geflossen,
 den Wonne schlürfend
 je ich genossen —
 verflucht sei, furchtbarer Trant!
 Verflucht, wer dich gebraut!“

Trotzdem die Deutschen auf ihren Römerzügen die teuflischen Mischungen der mörderischen Zauberinnen und Giftmischerinnen Roms kennen lernten, blieben sie in der Hauptsache doch dem Alraun getreu. Und sie priesen sich glücklich, wenn sie für schweres Geld ein Alraunpärchen (Bild S. 186) kaufen konnten. Der Alraun prophezeite die Zukunft, schirmte den Krieger, flößte Liebe ein, vermehrte des Hauses Wohlfahrt, brachte Glück, heilte Krankheiten und schützte das Vieh. Wenn man auch die Drogen und die übrigen Ingredienzien der Liebestränke und später die Magie und die Giftkunst der Römer übernahm, der Alraun, dem man in späteren Zeiten noch die Namen Heckenmännchen, Erdmännlein, Glücksmännlein und Galgenmännlein beilegte, wurde bei uns zu einer Art von Hansdampf in allen Gassen der Zauberkünste und blieb es selbst in jenen Zeiten, in denen das Zaubern und Hexen lebensgefährlich wurde.

Der erste, der über den Alraun schrieb, war Petrus de Crescentiis, der in seinem 1280 erschienenen Buch „Res rustica“ die Heilkraft dieser Pflanze schildert. In den später erschienenen Schriften wird aber ausdrücklich dieser Wunderpflanze die Kraft beigelegt, Liebe zu erregen. Ganz besondere Zauberkraft wohnte dem in der Walpurgisnacht unter einem vermoderten Galgen ausgegrabenen Alraun bei. Hin und wieder

wird bei dieser Gelegenheit, wie unser Bild auf Seite 187 zeigt, der zauberreiche Homunkulus gefangen.



Ein Ultraunpaar mit Wurzel.

Die Liebestränke, die gebraut wurden, enthielten in der Hexenzeit wohl die ekelhaften, in der „Dreckapotheke“ ausführlich geschilderten Zutaten, nicht aber

oder nur sehr selten die Drogen, Gifte und Ranthariden der thessalischen und römischen Hexenküche. Valentin Kräutermann erwähnt in seinem „Curiosen und vernünftigen Zauberarzt“, daß die Zauberer und Zaube-



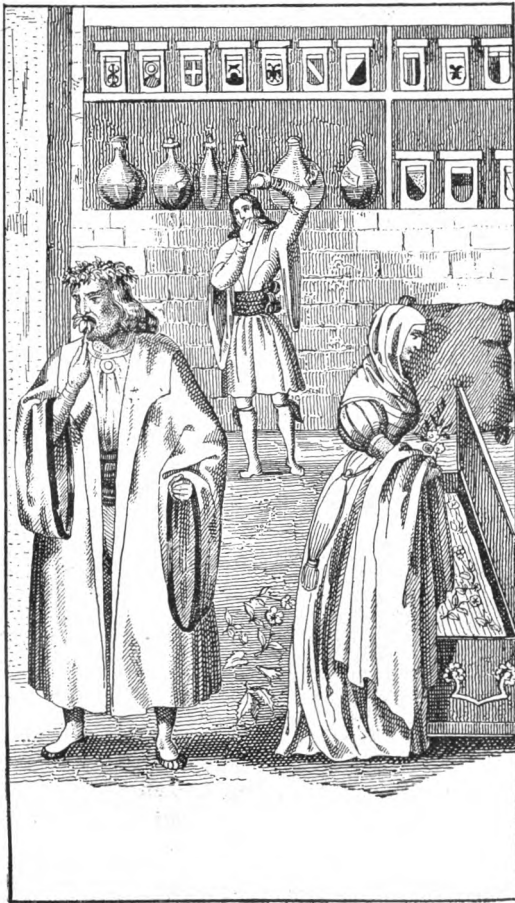
Uraungraben unter dem Galgen.

Nach einem Stich von D. Teniers (1610–1690).

rinnen „theils allerhand Worte, Zeichen, Murrelungen, Wachsbilder u. dgl. brauchten, theils brauchten sie die abgeschnittenen Nägel, ein Stückchen Tuch von der Kleidung oder sonst etwas von der Person; welches sie vergraben“. Er schildert auch, daß die Weiber ihren

Speichel, ihren Schweiß und dergleichen, sowie „das Gehirn von einer Quappe oder Aalraupen, welches letztere hierin vor ein Specificum gehalten wird, die Liebe zu erwecken“, dazu nehmen. Aber er bemerkt doch ausdrücklich, daß die aus Nachtschatten-, Schierling- und Bilsentkrautabkochungen komponierten Liebestränke, „wie die tägliche Erfahrung lehret, den gewünschten Zweck nicht erlangen, sondern in Tobsucht und Manie aus schlagen“.

Die Rezeptur der deutschen Liebestränke und der Liebesmittel enthielt unter anderem folgende Harmlosigkeiten: „Das Kraut *Inula campana* pflücke du früh vor Sonnenuntergang nüchtern, am Tag vor St. Johannis im Juny, trockne es und mache es zu Pulver. Wenn du dieses neun Tage auf dem Herzen getragen hast, so gib der Person, die dich lieben soll, ein wenig davon zu genießen; es wirkt schnell! Das Herz der Schwalbe, der Taube und des Sperlings gemischt mit deinem Blute wirkt ebenso. Man kann sich auch mit Erfolg der Talismane bedienen, welche unter der Constellation der Venus verfertigt sind.“ Sicher wirkten auch durch eine Beschwörung verzauberte Blumen, an die man nur zu riechen brauchte, um zu lieben (S. 189) und Liebesäpfel, die also zu verfertigen waren: „An einem Freytag früh vor Sonnen-Aufgang gehe in einen Baumgarten und pflücke von einem Baum den schönsten Apfel, den du kannst; hierauf schreib mit deinem Blut auf ein Stückchen weiß Papier deinen Namen und Zunamen, und in die folgende Linie den Namen und Zunamen deiner Geliebten, dann nimm drey Haare von deiner Geliebten und drey von den deinigen zusammen, und binde diesen Zettel mit einem andern damit zusammen, auf dem nichts als das Wort ‚Scheva‘ mit deinem



Der Blumenzauber.
Nach einem alten Stich.

Blut geschrieben steht. Hierauf spalte den Apfel entzwey, nimm die Kerne heraus, und lege an ihre Stelle deine beyden mit den Haaren verbundenen Zettelchen

hinein. Mit zwey spizigen Spießchen von grünem Myrthenholz vereinige die beyden Hälften des Apfels wieder genau mit einander, und laß ihn wohl trocken im Ofen, so daß er hart und ganz ohne Feuchtigkeit werde, wie die trockenen Fasten-Aepfel. Endlich wickle ihn in Lorbeer- und Myrthenblätter, und trachte,



Der Liebestrank und seine Wirkung.

Nach einem alten Stih.

daß du ihn unter das Kopfkissen deiner Geliebten in ihr Bette legest, jedoch ohne daß sie es bemerke, und bald wirst du Proben ihrer Liebe empfangen.“

Der ehrsame „Schreib-, Rechen- und Fechtmeister“ Meinhard Schwalinger, der mit seinem Gönner Georg v. Frundsberg 1527 Rom und die Engelsburg bestürmte, erzählt in seiner Lebensgeschichte folgendes Abenteuer: „Als ich aber bis Ferrara kommen war, mußte

ich liegen bleiben in dieser Stadt, denn die Kriegsvölker des Herzogs von Urbino schwärmten umher und machten die Wege unsicher. Da wohnte ich in dem Hause einer Pomeranzenhändlerin, die hatte eine Tochter, genannt Rosa, die hatte es mir angethan, weiß Gott, wie, und hatte es mir im Weine oder in einem Süpplein beigebracht, daß ich ihr mußte gut seyn, und konnte nicht ohne sie bleiben, und mußte sie lieb haben allwege. Das gefiel ihr gar wohl, und wollte, ich sollte bei ihr bleiben als ihr Mann, wie es in Italien gebräuchlich ist. Da das meine Kameraden merkten, und fort wollten, sprachen sie: „Nun wohl, Meinhard! Der Herzog von Urbino ist fort und sein Volk ist geschlagen; was hält dich ab, weiter zu ziehen?“ Da klagte ich meine Noth, wie ich so gar verliebt sey und nicht ziehen könne. Sprach ein Italiener, hieß Ruperto: „Es ist dir angethan und du hast ein Liebestränklein bekommen. Ich will dir helfen.“ Ich mußte mit ihm gehen in eine Apotheke. Da kaufte er mancherlei Kräuter und Specereien, und ließ es zusammenkochen zu einem Tränklein. Dieses trug er zu einem Pater, der mußte den Segen darüber sprechen, und darauf trank ich es rein aus. Es war ein bitterer Trank, aber meine Liebe war dahin, und ich konnte ziehen. Da klagte das Mädchen: „Ach, du barbarischer Mensch! Wie kannst du mich verlassen, da ich dich so sehr liebe?“ Sprach ich: „Es hilft ja doch all nichts. Ich muß ziehen, und kann nicht hier bleiben. Du hast mir ein Tränklein gegeben, und das ist nicht christlich.“ Da weinte sie heftig, und schluchzte gar sehr. Ich aber stieg auf mein Roß, und machte mich davon; dachte immer, sie würde nachkommen, und hatte gar keine Ruh, aber sie kam nicht, und ich dankte Gott.“

Der Altraun wurde von den Scharfrichtern den aber-

gläubischen Leuten für schweres Geld verkauft. So zahlte im Jahre 1575 ein Leipziger Bürger 64 Taler für einen Altraun, damals ein kleines Vermögen. Joh. Georg Reysler, der in einer Schrift von diesem Kauf Notiz nimmt, deckt bei dieser Gelegenheit den



Altraunwurzel mit Gewand aus dem Besitze Kaiser
Rudolfs II.

Schwindel auf, der mit falschen Altraunwurzeln getrieben wurde: „Die Altrünken, Mandragora, sind Wurzeln irgend eines Krautes, welche durch Betrüger vermittelt der Kunst die Gestalt des menschlichen Körpers erhalten, indem sie Haver- und Gerstenkörner in diejenigen Orte befestigen, wo sie Haar hervorbringen wollen. Viele nehmen die Zaunrübe oder

Hundsrübe dazu. ‚Pisdiffe‘ werden diese Bilderchen in Belgien genannt, und man glaubt hier mit den Deutschen, daß sie unter dem Galgen wachsen . . . Die heutigen Rabbinen dichten, daß die in der heiligen Schrift erwähnten Laren des Laban derley Alrunen gewesen seien. Andere behaupten, die Jungfrau von Orleans habe durch Hülfe dieser Alrünchen ihre Thaten verrichtet.“

Der Schwindel mit falschen Alraunen blühte in solchem Maße, daß selbst Kaiser Rudolf II. damit betrogen worden ist. Denn seine Alraune, von denen ein Pärchen in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrt wird — wir bringen die bessere Hälfte im Bild (S. 192) — stammen vom Sieglauch.

Der Alraun spielte in Frankreich nicht dieselbe Rolle wie bei uns. Hier herrschte noch unter Ludwig XIV. die Liebesmagie der römischen und thessalischen Zauberin. Gift- und Liebestrankmischen war geradezu daselbe! Das zauberische Giftmischen war eine aus dem Kaiserrom stammende mittelalterliche Spezialität Italiens, die durch Katharina von Medici und ihre Nekromanten, Zauberer und Alchimisten nach Frankreich verpflanzt wurde und dort im stillen weiter wucherte. Marino erzählt in seiner Schrift über den Giftrank Aqua Tofana, daß eine Schülerin der 1633 hingerichteten Zauberin Teofania im Jahre 1642 in Neapel so viel Gift unter die Leute brachte, daß ein allgemeines Sterben begann. Die Giftwut griff auch nach Rom hinüber, wo vier Weiber, die Spinola, die Spana, die Grandis und die Crispolti, die besonders bei den Damen der Aristokratie als Wahrsagerinnen und Prophetinnen in großem Rufe standen, das „Manna di San Nicola“ — ein Arsenikpräparat — fabrizierten.

Eine ähnliche zauberische Giftmordepidemie in

Verbindung mit abergläubischem Massenkindermord grassierte Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich. Zu ihrer Bekämpfung mußte ein Ausnahmegerichtshof, die „Chambre ardente“, die „Brennende Kammer“, eingesetzt werden. Der Anreiz zu Giftverbrechen lag damals, wie die Geschichte der Marquise Marie de Brinvilliers beweist, gewissermaßen in der Luft. Die Beschwörungsformel, die in den Papieren der Marquise vorgefunden und dem Archiv der Bastille einverleibt wurde, hat folgenden Wortlaut: „Wirf ein Reisbündel nebst Weihrauch und Alraun in das Feuer und sprich diese Worte: Reisbündel, ich verbrenne dich, als das Herz, den Körper, das Blut, das Begriffsvermögen, die Bewegung, den Geist des (oder der) . . . Auf daß er (sie) nicht zur Ruhe komme bis in das Mark seiner (ihrer) Knochen hinein, weder an einer Stelle bleiben, sprechen, reiten, trinken noch essen könne, bis er (sie) getan, was ich von ihm (ihr) verlange.“

Diese Formel beweist, daß sich die Marquise auch mit Zauberei befaßt hat. Ihr Prozeß war noch nicht vergessen, da wurde dem berühmten Kriminaloffizier Desgrez, dem das plötzliche Sterben zahlreicher hoher Persönlichkeiten, wie der Herzogin Henriette von Orleans, des Herzogs von Orleans, aufgefallen war, vertraulich gemeldet, daß in letzter Zeit außerordentlich viele Giftverbrechen gebeichtet würden. Als dann am 21. September 1677 in der Jesuitenkirche ein Beichtzettel aufgefunden wurde, der den Plan zur Vergiftung des Königs und des Dauphins enthüllte, da verhaftete die Polizei den Alchimisten de Vanens, einen ehemaligen Offizier, mit seiner Geliebten Finette. Die Untersuchung wurde hinausgeschleppt. Erst am 4. Januar 1679 konnte Desgrez die Kartenlegerin

Marie Boffe und deren Tochter Manon wegen Herstellung und Verkaufs des „in Mode stehenden



Die Wahrsagerin Voisin.

Nach einer gleichzeitigen Zeichnung von Coppel.

Erbschaftspulvers“ verhaften. Einige Tage später verhaftete er die bekannte Zauberin Vigoureux und am 12. März in der berühmten Wahrsagerin Voisin

(S. 195) die größte Verbrecherin aller Zeiten; dann die Zauberinnen Leroux und Delagrance und den Alchimisten Lefage.

Aus den Aussagen der Bosse und Lefages ging hervor, daß es damals in Paris vierhundert Wahrsagerinnen und Zauberinnen gab, die sich mit der Herstellung von Gift- und Liebestränken befaßten, daß für „gute Giftmorde“ oft fünfzigtausend Franken bezahlt worden seien. Kein Wunder, daß die Voisin jährlich über hunderttausend Franken verdiente. Wie Lefage unter anderem enthüllte, wurden bei der Herstellung von Liebestränken das Blut und die Asche neugeborener Kinder mit dem Schweiß, dem Speichel und so weiter der Bestellerin vermischt und bei jeder Liebesbeschwörung ein Säugling geopfert. „Der Verbrauch von Kindern sei so enorm gewesen, daß viele Wahrsagerinnen ihre eigenen Kinder geopfert hätten und die Voisin Kinder von der Straße rauben ließ, weil sie nicht so viele aufkaufen konnte, als sie gebrauchte.“ Diese Aussage deckte sich mit der Tatsache, daß es 1676 in Paris beinahe zu einem Volksaufstand gekommen ist, weil es hieß, daß die Hexen Kinder raubten, um sie abzuschlachten. Auch wurden einige Frauen gehängt, die im Verdacht standen, Kinder gestohlen zu haben. Bezeichnenderweise stand der Ofen, in dem die Voisin die in der Zeremonie abgeschlachteten Kinder zur Asche verbrannte, in ihrem Konsultationszimmer. Die entsetzliche Verbrecherin räumte denn auch freiwillig ein, das Blut und die Asche von mehr als zweitausendfünfhundert kurz nach der Geburt gekauften Kindern zur Bereitung von Gift- und Liebestränken gebraucht zu haben. Ihre eigene Tochter erklärte, geflüchtet zu sein, als sie ihrer Entbindung entgegen sah, um ihr Kind in Sicherheit zu bringen.

Und zu diesem Blutweib kam die Herzogin Athenais von Montespan, des Königs stolze Geliebte und spätere Schwiegermutter des Herzog-Regenten Philipp von Orleans, um an sich die entwürdigenden Praktiken der scheußlichen Beschwörungszeremonie vollziehen zu lassen, in deren Verlauf sich die Seufzer des kleinen Opfers in das laute Gebet der Herzogin einflochten: „Ich bete um die Liebe des Königs und die Freundschaft des Dauphins. Ich bitte, daß sie mir erhalten bleibe; daß der König die Vallière verlasse, und daß, nachdem der König die Königin verstoßen, ich an ihre Stelle trete.“

Und nun geschah das Wunderbare. Der König verstieß die Vallière und versöhnte sich mit der Montespan, die ihm ein Jahr darauf den Herzog von Maine als das erste der acht Kinder gebar, die sie ihm schenkte. Das erklärt auch, weshalb die stolze Frau Frankreichs nach jeder kleinen Szene mit dem unbeständigen König zu der Verbrecherin eilte, die später öffentlich verbrannt wurde.

Im ganzen wurden sechsunddreißig Zauberer und Zauberinnen hingerichtet und hundertsiebenundvierzig zu lebenslänglichem Kerker verurteilt.

Das war die Tragödie der Liebesmagie! Aber wir haben nicht das Recht, den Aberglauben jener Zeit noch nachträglich zu steinigen, denn die Hochflut des Aberglaubens ist wiederum im Steigen. Unsere weisen Frauen, Wahrsagerinnen, Zigeunerinnen und Kartenlegerinnen sorgen jedoch nur für die Komödie des Liebeszaubers. Und diese Komödie ist harmlos. Die Liebestränke, die heute gebraut werden, enthalten weder Alraun und Nachtschatten, noch Ambra und Drogen. Sie sind so harmlos wie die Dummheit, die sie bestellt, und gegen die bekanntlich die Polizei

nichts einzuwenden hat. Denn sie weiß, daß die „wahre Magie“, wie Plotin sehr richtig sagt, „die Freundschaft ist, welche mit ihrem Gegensatz, dem Haß, die Welt regiert“.

Der größte Zauberer aber ist die wahre Liebe, die auch ohne Liebestränke selbst in der realistischsten aller Zeiten die größten Wunder vollbringt.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Der Fall Wentley. — Sir Edward Horace Wentley, dritter Sohn des Lords Horace Wentley, war schon von Jugend an ein rechter Taugenichts. Außerordentlich begabt, ging er eines schönen Tages durch und tauchte als Kriegskorrespondent eines Londoner Blattes in Indien wieder auf. Die Artikel, die Edward Wentley für diese Zeitung über den damals in Nordindien wütenden Aufstand schrieb, zeichneten sich weniger durch Wahrheitsliebe als vielmehr durch glänzenden Stil und eine wilde, farbenprächtige Phantasie aus. Jedenfalls wurde sein Name durch diese Schilderungen weit und breit bekannt, und als er ein Jahr später nach England zurückkehrte, nahmen ihm die Redaktionen mit Freuden seine zumeist in Indien spielenden Novellen und Erzählungen ab.

Zu des jungen Schriftstellers Unglück fiel ihm bald darauf ein Erbteil von zwanzigtausend Pfund zu. Edward Wentley hatte nichts Eiligeres zu tun, als nach Monte Carlo zu fahren und seine gesamte Erbschaft — zu verspielen. Dann tauchte er wieder in London auf, schrieb hin und wieder eine kleine Novelle, die ihm stets recht anständig bezahlt wurde, lebte aber in der Hauptsache von dem Gelde fremder Leute, die er mit Meisterschaft anzupumpen wußte. Nach Ablauf eines Jahres waren seine Schulden derart angewachsen, daß verschiedene seiner Gläubiger ihn bereits wegen Betruges anzeigen wollten. In dieser Notlage wandte er sich an seinen ältesten Bruder, der mit dem Lordtitel auch das ungeheure Vermögen der Wentleys geerbt hatte. Die Brüder, schon seit Jahren entfremdet, kamen durch diese dringend notwendige Schuldenregulierung vollständig auseinander. Lord Wentley bezahlte

zwar alles, sagte sich aber im übrigen für alle Zeiten von dem jüngsten, mißratenen Sproß seines Geschlechtes los.

Den jungen Edward brachte diese förmliche Ausstoßung aus seiner Familie doch für einige Zeit zur Vernunft. Er arbeitete fleißig, mied den Spieltisch und lebte recht bescheiden und in einer feinen Einnahmen angemessenen Weise. Leider war aber sein Hang zu leichtsinnigen Geldausgaben größer als seine Energie. Bald geriet er wieder auf die schiefe Bahn, und da sich stets Leute finden, die dem Träger eines alten Namens gegen hohe Zinsen Geld zu leihen bereit sind, setzte er nach einiger Zeit abermals bis über beide Ohren in Schulden. Aber diesmal blieb der ältere Bruder allen Bitten gegenüber völlig taub. Edward Wentley verschwand deshalb aus London und ließ eine Schar trauernder Gläubiger zurück.

Ein halbes Jahr lang hörte man nicht das geringste von ihm. Dann erhielt Lord Wentley im Mai 1889 ein Telegramm aus Palermo, in dem der dortige englische Konsul ihm mitteilte, daß Sir Edward Wentley bei einem Ausfluge in die Berge von Alcamo von sizilianischen Briganten entführt worden sei, und zugleich anfragte, ob der Lord das für seinen jüngeren Bruder geforderte Lösegeld von fünftausend Pfund Sterling bezahlen wolle.

Lord Wentley fragte zunächst seinerseits an, was sein Bruder denn in Sizilien getrieben habe und wie es mit den näheren Umständen von dessen Gefangennahme stände. Die briefliche Auskunft des Konsuls lautete dahin, daß Sir Edward bereits mehrere Monate das unweit von Palermo gelegene Gut des italienischen Fürsten Giarnova verwaltet und sich in der englischen Kolonie Palermos infolge seiner liebenswürdigen Bescheidenheit die größten Sympathien errungen habe. Bei einer Geschäftsreise nach Alcamo, die er in Begleitung eines Unterbeamten des Konsulats antrat, der in Alcamo ebenfalls dienstlich zu tun hatte, sei er dann von drei Banditen überfallen und in die Berge verschleppt worden. Den Konsulatsbeamten hätten die Briganten unbehelligt laufen lassen und ihm ein Schreiben mitgegeben, worin sie das angegebene Lösegeld verlangten, das bis zum 1. Juli bezahlt sein müsse. Andern-

falls würde man Sir Edward lebend nicht wiedersehen. Und diese Drohung, fügte der Konsul seinem Briefe hinzu, dürfte prompt ausgeführt werden.

Lord Wentley zögerte jedoch trotzdem noch, das Geld für seinen Bruder zu opfern, und ließ beinahe zwei Wochen verstreichen, ehe er den Konsul in seinem Antwortschreiben bat, womöglich durch Verhandlungen mit den Briganten eine Herabsetzung des Lösegeldes zu erreichen.

Inzwischen war die Entführungsgeschichte mit allen Einzelheiten in die englischen Zeitungen gelangt. Findige Reporter hatten auch herausbekommen, daß der millionenschwere Lord nicht allzuviel Neigung verspürte, den Jüngsten seines Geschlechts aus den Händen der Räuber loszulassen. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich, als diese Handlungsweise des Lords in bissigen Artikeln in den meisten Blättern als eines Engländers unwürdig gebrandmarkt wurde. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung gab Lord Wentley nunmehr schleunigst nach und ließ dem Konsul telegraphisch die verlangte Summe übermitteln.

Zwei Tage später traf jedoch eine neue Depesche des Konsuls ein. Die Briganten hätten, gereizt durch die Verzögerung der Auszahlung des Lösegeldes, ihre Forderung auf achtausend Pfund erhöht. Er bäte um schnellste Überweisung des Restes, da durch eine weitere Hinausschiebung die schwerste Lebensgefahr für den Gefangenen entstehen könne.

Lord Wentley mußte in den sauren Apfel beißen. Es half ihm nichts. Am 28. Juni 1889 traf Sir Edward, nachdem die Banditen sich die ganze Summe durch einen Vermittler unter allen möglichen Vorichtsmaßregeln hatten aushändigen lassen, wohlbehalten in Palermo wieder ein, und die englische Kolonie feierte seine Befreiung durch ein Fest, an dem sogar die meisten Offiziere des gerade vor Palermo liegenden englischen Mittelmeergeschwaders teilnahmen.

Acht Tage nach dem großartigen Fest brachte die gelesenste Zeitung von Palermo einen Artikel, der ungeheures Aufsehen erregte. Auf der Redaktion des genannten Blattes hatte sich in einer Verkleidung der damals weit und breit berühmte

sizilianische Brigant Andreas Bonio eingefunden und den Chefredakteur zu sprechen gewünscht. Diesem erklärte er, er habe durch sorgfältige Ermittlungen festgestellt, daß die ganze Entführungsgeschichte des Sir Edward Wentley nichts anderes als eine sehr geschickt inszenierte Mystifikation sei. Er habe, als die ersten Nachrichten über diesen angeblichen neuesten Banditenstreich durch die Blätter gingen, herausbekommen wollen, von welchen Konkurrenten ihm dieser fette Bissen weggeschnappt worden sei. Aber all seine Nachfragen unter seinen „Kollegen“ hätten keinerlei Ergebnis gehabt. Niemand kannte die Namen der drei Briganten, mit denen diese ihre an den englischen Konsul gerichteten Briefe unterzeichneten. Schließlich sei er daher auf die Vermutung gekommen, daß hier irgend ein grober Schwindel vorliegen müsse, und infolge seiner weitverzweigten Verbindungen habe er in Erfahrung gebracht, daß Sir Edward Wentley den ganzen Entführungsplan selbst entworfen und mit Hilfe dreier jugendlichen Arbeiter des von ihm verwalteten Gutes ausgeführt habe. Diese von Wentley bestochenen Leute hätten, als Banditen kostümiert, den Überfall auf die beiden Herren an vorher genau verabredeter Stelle unternommen. Der angeblich entführte Engländer sei dann während der acht Wochen seiner vorgetäuschten Gefangenschaft in einer einsam gelegenen Hütte im Gebirge verborgen gewesen und habe dort herrlich und in Freuden gelebt, wie leicht aus den dort vorgefundenen leeren Konservenbüchsen, Champagnerflaschen und ähnlichem zu erkennen sei. Zum Beweise für die Wahrheit seiner Angaben nannte Andreas Bonio die Namen der drei Helfershelfer Wentleys, verließ darauf das Redaktionsgebäude und ebenso unangefochten die Stadt, trotzdem für seine Ergreifung eine Belohnung von tausend Lire von der Regierung ausgesetzt war *).

Als die Zeitung mit dem sensationellen Artikel erschienen war, machten sich einige von Sir Edwards Bekannten sofort auf den Weg, um dem so schwer Angegriffenen, der sich bereits wieder auf das fürstliche Gut begeben hatte, die betreffende

*) Bonio wurde am 2. September 1892 in Messina wegen verschiedener Morde hingerichtet.

Nummer zu überbringen und ihn zu einem energischen Vorgehen gegen die Verbreiterin dieser verleumderischen Verdächtigungen, jene Zeitung, zu veranlassen. Aber man traf Sir Edward nicht mehr an. Er sei bereits vor zwei Tagen abgereist, erklärte der Kendant des Gutes achselzuckend. Wohin er sich gewandt habe, wisse man nicht.

Erst im Jahre 1900 kam eine Nachricht über den Verschollenen. Er hatte sich in Südafrika mit dem „Lösegeld“ ein großes Gut gekauft und war dort als reicher Mann gestorben. W. R.

Fürsten als Ehestifter. — Die jungverheirateten Frauen, denen ja eine besondere Leidenschaft, Ehen zu stiften, nachgesagt wird, mögen sich trösten: auch unter dem stärkeren Geschlecht hat es zu allen Zeiten Leute gegeben, die oft eine geradezu krankhafte Sucht besaßen, Männlein und Weiblein zur Schließung eines Ehebundes zu bewegen. Berühmt geworden sind in dieser Beziehung einige Herrscher, deren Ehevermittlungsmanie auf die verschiedensten Ursachen zurückzuführen ist.

Kaiser Nero, so berichtet ein römischer Schriftsteller, kannte keine größere Freude, als möglichst ungleiche Paare zusammenzubringen. Einmal war ein vornehmer, äußerlich sehr wohlgestalteter Mann dazu verurteilt worden, den wilden Tieren in der Arena vorgeworfen zu werden. Auf einer Rundfahrt durch Rom traf Nero nun eine Bettlerin von geradezu abschreckender Häßlichkeit, der neben der Nase auch noch beide Arme fehlten. In der türkischen Seele des Kaisers zuckte bei dem Anblick dieser mißgestalteten Frau ein Gedanke auf. Er ließ dem Verurteilten Begnadigung zusichern, falls er die Bettlerin ehelichen würde. Der dem grausamsten Tode Geweihte, froh sein Leben auf diese Weise retten zu können, sagte zu. Die Hochzeit des ungleichen Paares richtete Nero selbst aus, und nie soll er so guter Laune gewesen sein als an dieser Hochzeitstafel, bei der ihm die beiden so völlig ungleichen Menschen gegenüberßen. „Der Kaiser,“ so schreibt jener zeitgenössische Schriftsteller, „wurde immer wieder von einem derartigen Lachen geschüttelt, daß er des öfteren seinen Becher Wein über den Tisch ausgoß. Und die Schar der Höflinge, die ebenso niedrig dachten wie ihr gefürchteter Herr, lachten noch toller.“

Neros Vertrauter war ein orientalischer Poffenmacher, ein Zwerg. Eines Tages wurde aus einer kleinen römischen Stadt mit einem Transport gefangener Christen eine Frau eingeliefert, die alle anderen Menschen um gut zwei Köpfe überragte. Diese Frau zwang der Kaiser, seinen Hofnarren, der ihr kaum bis an die Hüften reichte, zu heiraten.

Ebenso hatte er seine größte Freude daran, Personen zur Eheschließung zu bewegen, von denen er wußte, daß sie sich bitter haßten. Dabei wachte er persönlich sehr genau darüber, daß diese Ehepaare auch wirklich einen gemeinsamen Hausstand führten.

Vor Ludwig XIV. von Frankreich trat, als er eben zur Regierung gekommen war, bei einem großen Gartenfest auch eine aus dreißig Köpfen bestehende spanische Zwergentruppe auf, die sein höchstes Interesse erregte. Einige Tage nach dem Fest fragte er seinen Leibarzt, ob es nicht möglich sei, durch stete Verheiratung der kleinsten Personen aus jener Zwergengruppe und weitere Verheiratung von deren Kindern untereinander ein Geschlecht ganz winziger Menschen zu schaffen. Der Leibarzt erwiderte, man könne jedenfalls den Versuch machen, auf diese Weise menschliche Geschöpfe von nie dagewesener Kleinheit zu züchten. Begeistert nahm sich Ludwig sofort dieses eigenartigen Problems an. Er suchte selbst aus der Zwergengesellschaft drei ihm geeignet erscheinende Paare heraus und bewog sie durch bedeutende Geldgeschenke zur Eheschließung und zur Niederlassung in einer seiner Besitzungen dicht bei Paris, wo sie, aller weiteren Sorgen enthoben, ein paradiesisches Dasein führten.

Zu Ludwigs Enttäuschung zeigte es sich jedoch, daß ihre Nachkommen den gehegten Erwartungen nicht entsprachen: sie waren zumeist größer als ihre Eltern.

Nach diesem Mißerfolg wandte sich Ludwig einem anderen Problem zu: er suchte ein Geschlecht hervorragend schöner Menschen zu schaffen. Damen und Herren sowohl der französischen Aristokratie wie der bürgerlichen Stände, die wohlgebaute Gestalten und entsprechend edelgeformte Gesichter besaßen, legte er es nahe, einander zu ehelichen.

Er schenkte jedem dieser Paare ein Gut, während er Bürgerliche in den Adelsstand erhob. Nach Tissandier vermittelte so der Schönheitsbegeisterte Herrscher nicht weniger als dreihundertfünfundsechzig Ehen. Die meisten von diesen waren sehr glücklich und mit reicher Nachkommenschaft gesegnet, unter der besonders viele Mädchen von wirklich seltenem Liebreiz gewesen sein sollen.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen wieder wurde aus Vorliebe für recht große Soldaten zum begeisterten Ehestifter. Offizieren und Mannschaften seines geliebten Rieseregiments erteilte er seine Einwilligung zur Eheschließung nur dann, wenn die Herzenserkorenen der Betreffenden gleichfalls über eine ungewöhnliche Körperlänge verfügten. Trafer irgendwo auf seinen Besichtigungsreisen durch sein Land eine besonders große Frauensperson, so wurde diese nötigenfalls mit Gewalt nach Potsdam gebracht und an einen der „langen Kerls“ verheiratet.

Eine gewisse Berühmtheit hat die Heiratsgeschichte der drei Freifräulein v. S. erlangt. Einmal lehrte Friedrich Wilhelm, vom Regen auf einem Jagdausfluge überrascht, auf dem Familienschloße der S. ein. Als ihm bei dieser Gelegenheit die drei reichlich groß geratenen Töchter des Schloßherrn vorgestellt wurden, fragte er diesen mit einer Handbewegung auf die drei Riesenfräulein in seiner kurz angebundenen Manier: „Schon verlobt?“

„Nein, Majestät. Die Mädels finden bei ihrer Größe recht schwer einen Bewerber.“

„Was gibt Er seinen Töchtern mit?“

„Fünftausend Taler bar und eine gute Aussteuer.“

„Ubergenuß. Werde Ihm drei Offiziere von meinen langen Kerls schicken. Dann wird aber geheiratet — verstanden?!“

Bald darauf fanden sich auf Schloß S. wirklich drei Offiziere des Rieseregiments als Freier ein, und drei Monate später fand dort die dreifache Hochzeit statt, zu der Friedrich Wilhelm persönlich als Gast erschien.

Daß Napoleon I. an der merkwürdigen Sucht litt, Ehen zusammenzubringen, ist erst neuerdings durch das interessante Buch eines italienischen Gelehrten bekannt geworden. Als

der Korse noch als Unterleutnant im Regiment Lafère in Auxonne in Garnison stand; vermittelte er die Ehe zwischen der Tochter des Portiers seines Hauses und einem jungen Manne, den er im Kaffeehause zufällig kennen gelernt hatte. Später als Kaiser verheiratete er seine Brüder, Schwestern und Neffen ebenso wie seine Generale, ohne daß jemand ihm zu widersprechen wagte. Glaubte er für eine Person aus seiner Umgebung eine passende Partie gefunden zu haben, so wandte er sich stets mit der nämlichen Redensart zuerst an den männlichen Theil: „Mein lieber K., Sie könnten eigentlich die J. heiraten. Was sagen Sie zu diesem Vorschlag?“ Natürlich zeigte sich jeder pflichtschuldigst über die durch den mächtigen Herrscher für ihn getroffene Wahl hoch erfreut. Dann suchte Napoleon sofort die betreffende Dame auf. „General K. schickt mich zu Ihnen und läßt Sie durch mich um Ihre Hand bitten.“ Und da diese Hand nie verweigert wurde, folgte die Veröffentlichung der Verlobung zumeist noch in derselben Stunde.

Wie groß Napoleons Leidenschaft für die Rolle des Ehestifters war, geht auch aus folgender Geschichte hervor. Ein Soldat war wegen Gehorsamsverweigerung zum Tode verurteilt worden. Durch Vermittlung eines ihm wohlgesinnten Offiziers reichte er an den Kaiser noch kurz vor der bereits anberaumten Hinrichtung ein Gnadengesuch ein, in dem er bat, man möchte die Exekution noch auf einige Tage hinauschieben, bis er sich seine Braut aus seinem Heimatdorfe hätte kommen lassen, mit der er noch die Ehe schließen wolle, um ihr seine kleine Erbschaft zukommen zu lassen. Napoleon schrieb an den Rand des Gesuches: „Pierre Angout ist begnadigt, geht aber für ein Jahr in die Strafkompagnie nach Dieppe mit seiner Frau.“

Das „mit“ war doppelt unterstrichen.

W. R.

Moderne Verschönerungstortur. — Wir schütteln den Kopf über die Selbstpeinigung der chinesischen Schönen, die sich die Füße bis zur Verkrüppelung einschnüren lassen, wir belächeln die Frauen afrikanischer Stämme, die sich um den Hals Kupferringe von zehn Pfund Gewicht legen oder sich

zur Erhöhung ihrer Reize die Schneidezähne ausschlagen lassen, aber ein Teil der Damen der Kulturwelt bürdet sich kaum geringere Martern auf.

So halten es Damen aus der Gesellschaft New Yorks nicht für lästlich, in der Nacht eine sich fest an die Stirn anlegende



Phot. Delius.

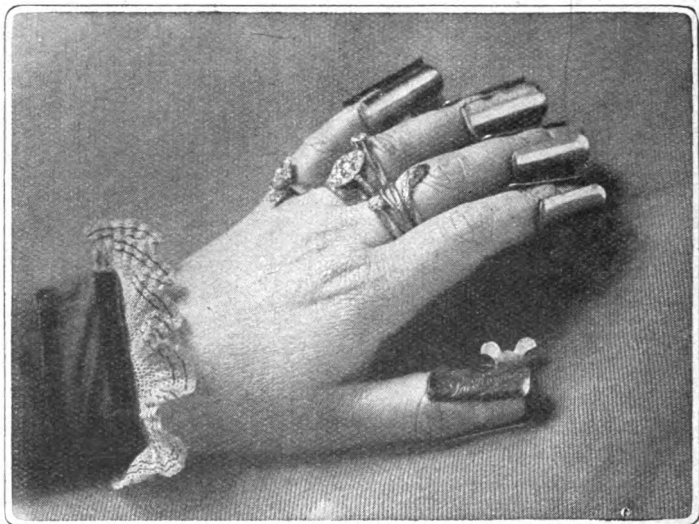
Stirnmaske und Halsbinde zur Verhütung von Falten.

Maske und um den Hals eine straffe Binde zu tragen. Diese Vorrichtungen haben den Zweck, die Entstehung von Falten auf der Stirn und am Hals zu verhindern. Um den Fingerispitzen eine schlanke Form und den Nägeln eine schöne Wölbung zu verleihen, legt man sich ferner wirkliche Dauerschrauben an. Sie bestehen aus zwei konkaven Seitenflächen aus Stahl, die durch eine Schraube zusammengepreßt werden.

Allzu angenehm mag es sich wohl mit diesen Torturwerkzeugen nicht schlafen. Aber das tut nichts. Man erhält sich

seine Schönheit, die Hauptwaffe zur Befiegung und Unterjochung der zwar sehr fehlerhaften, aber unentbehrlichen Männerwelt.

Th. S.



Phot. Zeilms.

Fingerschrauben zur Formung der Fingerspitzen und Nägel.

Die dummen gothaischen Hasen. — Der 1893 verstorbene Herzog Ernst II. von Coburg-Gotha war ein äußerst leutseliger Herr. Kam er auf einer seiner häufigen Spazierfahrten durch ein Dorf, so fuhr er meist bei dem Ortschaftschulzen vor und fragte nach diesem und jenem. Dies tat er eines Tages auch in einem der Dörfer an der weimarischen Grenze.

Der betreffende Ortschaftschulze, der schon häufiger die Ehre gehabt hatte, dem Herzog über allerlei Auskunft geben zu dürfen, plakte schließlich noch mit der Neuigkeit heraus: „Hohheit, eh' ich's vergesse — der Bauer Jerster da drüben hat zwei Hasen abgerichtet, die so klug und geschickt sind wie der beste Hund. Mein Lebtag hab' ich so was noch nicht gesehen. Hohheit würden staunen.“

Der Herzog steigt aus dem Wagen und geht in Begleitung des Schulzen zum Bauern Jerster hinüber, der wirklich Talent zum Dressieur haben muß, denn die beiden Hasen vollführen Kunststücke, die man ihnen kaum zutrauen sollte. Sie trommeln, springen über einen Stock, sogar übereinander, stellen sich auf Kommando tot, apportieren ein Taschentuch; es sind tatsächlich selten schlaue Tiere.

„Das war wohl nicht ganz leicht, den Tieren alles dies beizubringen?“ fragt der Herzog interessiert.

„Mit Geduld und Hunger kriegt man die Biester schon zahm,“ meint der Bauer.

„So, so — also Hunger! — Na, und woher haben Sie denn diese schlaue Sorte von Hasen bezogen?“

Jerster fährt erschreckt zusammen, denn die Hasen hat er in Schlingen auf gothaischem Jagdgebiet gefangen. Also die Wahrheit darf er auf keinen Fall sagen. Er hilft sich aber mit echter Bauernschläue, indem er erwidert: „Die sind aus dem Weimarischen drüben.“

Dort hatte ja Herzog Ernst nichts zu befehlen.

„Warum richten Sie eigentlich unsere hiesigen Hasen nicht ab, Jerster?“ fragt Hoheit weiter.

Der Bauer zuckt verlegen die Achseln und stößt schließlich als Ausrede hervor: „Das geht nicht, Hoheit — die gothaischen Hasen sind viel zu dumm dazu!“

W. R.

Ein idealer Zuchthausdirektor ist ohne Zweifel Señor Miguel Costa, der seit siebzehn Jahren in dem langen, weißen Gebäude von Sierra Chica, dem Landeszuchthaus der Republik Argentinien, seine Verbrecher regiert. Er ist, auf Erfahrungen gestützt, fest überzeugt, daß es möglich ist, selbst auf die schwersten Verbrecher durch die Art der Behandlung so einzuwirken, daß sie wirklich gebessert das Zuchthaus verlassen.

Es dürfte wohl wenige Zuchthausdirektoren geben, zu denen die Sträflinge eine innere Zuneigung haben. Señor Costa ist einer von diesen wenigen, obgleich er es mit der verwegendsten internationalen Verbrecherwelt zu tun hat. Er sprach neulich das schöne und edle Wort: „Alle Menschen haben ein Recht, Abneigung gegen einen Verbrecher zu haben,

nur ich habe es nicht.“ Welch eine Fülle idealster und aufopferungsbereiter Menschenfreundlichkeit muß in einem Manne leben, der seinen schweren Beruf in diesem Sinne auffaßt. Er sieht in den Sträflingen seiner Anstalt keine unrettbar verlorenen Auswürflinge, sondern Menschen, die ihm anvertraut wurden, damit sie, wieder in Freiheit gesetzt, die moralische Kraft haben, ein von Anfechtungen nicht mehr zu beeinflussendes Leben führen zu können.

Ein freudiger Zug tritt in die Gesichter der in rote Anzüge gekleideten Verbrecher, wenn sie dem Direktor begegnen. Sie fühlen, daß er Vertrauen zu ihnen hat, und das gerade führt die Wandlung in ihrem Charakter herbei.

Gestützt auf seine ideale Überzeugung unternahm der Direktor während der letzten Revolution in Buenos Aires (1905) ein Wagnis, das in der Geschichte der Zuchthäuser wohl einzig dastehen dürfte, gleichzeitig aber ein Beweis für die Unerschrockenheit des Señors Costa ist. In der Nacht, gleich nach der Aufdeckung der geplanten Revolution, wurde das ganze in der Nähe von Buenos Aires liegende Militär in größter Eile zusammengezogen, da das Schlimmste zu befürchten stand. Darunter auch die gesamte Besatzung des Zuchthauses. So war der Direktor mit seiner Familie und vier Mann Verwaltungspersonal plötzlich allein mit fünfhundertunddreizehn Schwerverbrechern. Die Lage wurde dadurch noch erschwert, daß das plötzliche Abziehen des Militärs den Sträflingen kein Geheimnis geblieben war.

Der Direktor hätte sich nun darauf beschränken können, einfach am nächsten Tage die Zellen nicht aufschließen, die Verbrecher nicht in die Arbeitsräume gehen und ihnen die halbe Stunde im Freien entziehen zu lassen. Sein Vertrauen war jedoch größer als seine Befürchtungen. Er ließ zwanzig Sträflinge zu sich rufen, deren Charakter er sicher war, gab jedem eines von den zwanzig Gewehren, die im Zuchthaus waren, und Munition. Dann deckte er ihnen die ganze Lage auf, sprach von dem Vertrauen, das er zu ihnen habe, und setzte sie als Wächter über ihre Mitgefangenen. Diese Sträflinge, unter denen sich mehrere Lebenslängliche befanden, taten

drei Tage lang mit äußerster Pflichterfüllung und nur darauf bedacht, das Vertrauen des Direktors zu rechtfertigen, den Dienst der Soldaten.

Der Direktor ist eben ein vorzüglicher Psychologe und ein feiner Beobachter, dem die kleinste Gefühlsäußerung eines Gefangenen zu denken gibt. So erzählt er von der rührenden Liebe der Gefangenen zu den wenigen Tieren, die in dem Zuchthause sind, an denen sie, wenn sich durch einen Zufall Gelegenheit bietet, all ihre zärtlichen Gefühle auslassen. Einmal führte die Wache Sträflinge zur Arbeit in die Steinbrüche. Stumm gingen sie hintereinander her. Da stellte sich an ihren Weg ein zufällig herbeigelaufener Hund und sah die Vorüberziehenden schwanzwedelnd an. Nicht einer der Unglücklichen ging vorüber, ohne den Hund zu streicheln. „Vielleicht tut ihnen der Gedanke wohl, daß sie sicher sein könnten, von diesem Hunde für Menschen gehalten zu werden wie alle anderen,“ sagte der Direktor ernst.

Einmal schenkte ein Freund dem Direktor ein paar Ferkel, und die Sträflinge, die im Stall verwendet wurden, bekamen den Auftrag, sie zu füttern und zu mästen. Endlich meinte der Direktor, daß sie jetzt fett genug seien; da traf ihn aber ein so flehender und trauriger Blick der Sträflinge, daß er es nicht übers Herz brachte, den Befehl zum Schlachten zu geben. So sind die Tiere noch heute am Leben, von ihren Wärtern zu einem unglaublichen Umfange gemästet und gepflegt mit geradezu rührender Zärtlichkeit.

F. D. W.

Ein Jenseits auf Erden. — Im Frühjahr 1872 hörte der englische Resident Kelburne in Jaipur, einer am Rande der großen Tharrwüste liegenden Stadt, von einem zum Christentum übergetretenen Brahmanen zum ersten Male etwas von dem „Jenseits auf Erden“. Der Brahmane erzählte, daß es in der Tharrwüste einen Gebirgszug gäbe, in dessen Mitte sich eine unzugängliche Schlucht befinde, die allen jenen Brahmanen zum Aufenthalt diene, welche einmal nach längerem Scheintod wieder zum Leben erwacht seien. Dorthin würden aus ganz Indien alle die gebracht, die nach Auffassung der brahmanischen Religion im Zustande des Scheintodes bereits

einen Blick in das Jenseits getan und daher das Anrecht auf eine Fortexistenz hier auf Erden verwirkt hätten. Willenlos sollten die Betreffenden sich fortführen lassen und geduldig die Strapazen einer oft wochenlangen Reise nach jenem verstedten Orte auf sich nehmen, alles in der Hoffnung, dadurch später eine besondere Bevorzugung in Brahmas Himmel zu genießen.

Weiteres vermochte der Brahmane nicht anzugeben, da er das Thal der Toten selbst noch nicht gesehen hatte, und Leute, die in jene Schlucht verbannt wurden, lebend niemals wiederkehrten.

Relburne schenkte diesem Bericht zunächst wenig Glauben, erstattete aber doch an seine vorgesetzte Behörde nach Ralkutta eine eingehende Meldung. Daraufhin wurden ganz im geheimen weitere Nachforschungen angestellt. Aber alle Versuche, näheres über das „Jenseits auf Erden“ zu erfahren, scheiterten an der Verschwiegenheit der Eingeweihten.

Ein halbes Jahr später fand man dann eines Morgens in Jaipur vor dem Palaste des Residenten jenen Brahmanen erdroffelt auf. Der oder die Mörder wurden nie entdeckt. Trotzdem ahnte der Resident, daß hier nur ein Racheakt der Brahmanen vorliegen könne, die inzwischen von dem Verrat eines Genossen Kenntnis erhalten haben mußten.

Jahre vergingen. Inzwischen war der Posten des Residenten in Jaipur neu besetzt worden. Der Nachfolger Relburnes, Sir Hisington, entdeckte einmal zufällig in dem Archiv der Residenschaft jenes Altentstück, das über das geheimnisvolle Thal der Toten handelte. Sofort nahm er die seinerzeit eingestellten Nachforschungen wieder auf, wobei er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um über die diesem Gerücht doch fraglos zugrunde liegenden Tatsachen Aufschluß zu erhalten. Unter anderem sicherte er auch einem Brahmanen, der wegen eines Mordes zum Tode verurteilt worden war, Begnadigung zu, falls dieser über das „Jenseits auf Erden“ genaue Auskunft geben würde. Der Brahmane blieb aber standhaft. Erst am Morgen des für die Hinrichtung bestimmten Tages ließ er Sir Hisington in das Gefängnis rufen und hatte eine lange Unterredung unter

vier Augen mit ihm. Daraufhin wurde der Verurteilte noch an demselben Tage heimlich nach der Küste geschafft, damit er auf einem englischen Dampfer Indien für immer verlassen konnte.

Der Resident gab nun seiner Polizeitruppe auf Grund der von dem Brahmanen erhaltenen Fingerzeige besondere Anweisungen. Damals — es war im Sommer 1879 — wütete in ganz Indien die Cholera in furchtbarster Weise. In Jaipur, das eine sehr gesunde Lage hat, waren jedoch bisher nur wenige Fälle dieser mörderischen Seuche vorgekommen. Da meldete einer der Polizeibeamten eines Tages dem Residenten, daß in einem der benachbarten Dörfer ein von der Cholera befallener Brahmane nach mehrtägigem Starrkrampf wieder zum Leben erwacht sei und sich offenbar auf dem Wege zur Besserung befinde. Sir Hisington ließ nun die Hütte dieses Brahmanen Tag und Nacht unauffällig bewachen.

Wochen vergingen, ohne daß etwas Besonderes geschah. Dann erschienen in dem Dorfe zwei fremde Brahmanen, die sich aber möglichst verborgen hielten. Nach zwei Tagen verließen sie den Ort wieder in Gesellschaft jenes inzwischen völlig von der Cholera Genesenen. Darauf hatte der Resident nur gewartet. Unter allen möglichen Vorsichtsmaßnahmen nahm er in Begleitung von einigen gut bewaffneten Beamten die Verfolgung der drei Männer auf.

Die Tharwüste gehört noch heute zu jenen Landstrichen, die nur selten der Fuß eines Europäers betritt. Es ist eine schaurige Einöde, in der dem von Felspartien durchzogenen Sande nur verkrüppelte, niedrige Sträucher und spärliches Gras entsproßen. Damals, als Sir Hisington, um endlich das Rätsel des „Tales der Toten“ zu lösen, der Spur jener drei Brahmanen folgte, war dieses ungeheure Gebiet noch völlig unerforscht.

Nach achttägigem Ritt, der mit den größten Strapazen und Entbehrungen, hauptsächlich infolge des steten Wassermangels, verbunden war, näherte man sich einem Gebirgsstock, der aus der Ebene wie ein riesiges Steinbauwerk herauswuchs. Bisher war es dem Residenten und seinen Leuten gelungen, sich vor

den drei Verfolgten so vollständig zu verbergen, daß diese keine Ahnung von der Anwesenheit des englischen Reitertrupps in ihrem Rücken hatten. Als man jetzt der Felsengruppe ganz nahe gekommen war, hielt Sir Hisington es für angebracht, die Entfernung zwischen den drei Männern und seiner kleinen Schar zu verringern, damit jene ihm in den wildzerklüfteten Bergen nicht noch im letzten Augenblick entkämen. Die Brahmanen, die sich völlig sicher wähnten, umwanderten den Gebirgstock, indem sie sich stets dicht an den letzten Höhengäusen hielten, und bogen erst nach mehrstündigem Marsch in eine Schlucht ein, die scheinbar keinen zweiten Ausgang hatte. In dieser Schlucht lagerten sie und verbrachten die erste Hälfte der Nacht an einem hellodernden Feuer, das offenbar als Signal angezündet worden war.

Der Resident hatte sich, bewaffnet mit einem guten Nachtglafe, mit einem seiner Leute dicht herangeschlichen und konnte ihr Tun und Treiben genau beobachten. Gegen Mitternacht tauchten aus dem hinteren Teile der Schlucht zwei Gestalten auf, die sich zu den drei Brahmanen gesellten und sehr bald unter Mitnahme des aus dem Starrkrampfe wieder Erwachten nach dorthin verschwanden, woher sie gekommen waren. Sir Hisington ließ noch eine Viertelstunde verstreichen und bemächtigte sich dann der beiden in der Schlucht zurückgebliebenen Brahmanen, was ohne viel Lärm geschah. Hierauf begann beim Lichte des inzwischen aufgegangenen Mondes möglichst geräuschlos die Verfolgung der drei anderen.

Nach längerem Suchen entdeckte man einen Pfad, der sich um einen Bergrücken in die Höhe wand. Doch schon nach kurzer Zeit endete er auf einem Geröllfelde. Man mußte daher die weitere Suche bis zum Morgen verschieben. Als es genügend hell geworden war, suchte man nach etwaigen Spuren, die auch wirklich trotz des steinigen Bodens gefunden wurden. Der Weg führte drei Stunden lang immer weiter in das Innere des Gebirgsmassivs hinein und endete am Rande eines schroffen Abgrundes, von wo aus man in einen fast kreisrunden Taltessel von etwa einem Kilometer Durchmesser hinabblidete. Die glatten Felswände dieses Tessels waren durchschnittlich vierzig

Meter hoch und hingen so weit über, daß ein Entrinnen aus diesem gewaltigen Felsgrabe völlig unmöglich war. Auf dem Grunde dieses ungeheueren Felsloches, das eine Laune der Natur zu einem festen Gefängnis ausgestaltet hatte, bemerkte Sir Hisington eine Anzahl von Hütten, vor denen halbnachte Menschen, mager wie lebende Gerippe, sich hin und her bewegten. Das „Jenseits auf Erden“ war endlich entdeckt.

Als der Resident durch seine Leute die Umgebung des Tales absuchen ließ, wurden in einer einigermaßen wohnlich eingerichteten Höhle auch jene beiden Brahmanen gefunden, die das neue Opfer eines wahnwitzigen religiösen Brauches den Überbringern abgenommen und an diesen Ort des Schreckens befördert hatten. Nicht weniger als hundertfünfzehn Personen, Männer, Weiber und Kinder, fand Hisington in dem Talleßel eingesperrt. Sie lebten wie Tiere zusammen. Ihre Nahrung bestand aus den wenigen Feldfrüchten, die in einer Ecke des Tales gediehen, und aus einer Kaninchenart, die sie in aus Steinen erbauten Ställen züchteten. Wasser spendete ihnen ein tiefes Felsloch, in dem sich der Regen wie in einer natürlichen Zisterne ansammelte. Die armen Wesen, tierisch, stumpf, dem Wahnsinn nahe, starrten vor Schmuß. Starb einer dieser lebendig Begrabenen, so scharrten seine Gefährten den Leichnam oberflächlich in den harten Geröllboden ein, wo die zahlreichen Aasgeier, die auf den nahen Höhen nisteten, ihn sehr bald wieder herausgerzten und als ekle Mahlzeit verspeisten. Eine furchtbare Luft erfüllte den Talleßel, in den man nur mit Hilfe eines langen Hanffaserstrickes gelangen konnte. Auf dieselbe Weise wurden auch stets die neuen Untömmlinge in dieses offene Massengrab hinabgelassen.

Der Resident ließ sofort die unglücklichen Bewohner dieser grauenvollen Stätte herausholen und brachte sie sämtlich nach Jaipur. Alle folgten sie freiwillig. Schon wenige Tage der Gefangenschaft an jenem Orte hatten bei jedem einzelnen genügt, um ihn den Augenblick verfluchen zu lassen, in dem er sich freiwillig dazu verstanden hatte, sein Leben in dem „Jenseits auf Erden“ nach den Gesetzen zu beschließen. Doch die Reue kam zu spät. Aus dem Tale war ein Entweichen gänzlich aus-

geschlossen. Außerdem wachten die beiden Brahmanen, die der Resident in ihrer Höhle festgenommen hatte, darüber, daß jeder Fluchtversuch unterblieb.

Die englische Regierung leitete eine strenge Untersuchung ein. Doch jeder, der mit den indischen Verhältnissen genauer vertraut ist, wird berechnete Zweifel hegen, ob die Einrichtung des „Jenseits auf Erden“ wirklich für alle Zeiten aus der Welt geschafft worden ist. Es gibt genug entlegene Örtlichkeiten in Indien, die noch heute keines Weißen Auge geschaut hat, und wer das starre Festhalten der Brahmanen an ihren alten überlieferten Gebräuchen kennt, muß zugeben, daß aller Wahrscheinlichkeit nach an einer anderen, ebenso versteckten Stelle längst wieder ein neues „Jenseits auf Erden“ entstanden ist. W. R.

Amterschacher. — Eine der Ursachen der französischen Revolution war bekanntlich die vollständige Korruption der Beamtenenschaft. Die Beamtenstellen wurden nicht an würdige, mit den nötigen Kenntnissen versehene Leute vergeben, sondern zum Besten des Staatschazes verkauft. Wer den höchsten Preis zahlte, erhielt das beste Amt. Natürlich taten die Beamten dann ihrerseits alles mögliche, um den gezahlten Preis wieder herauszuschlagen, und bedrückten so das arme Volk aufs unerträglichste.

In welcher Weise im alten Frankreich der Amterschacher blühte, davon legen die Anzeigen in den „Affiches de Paris“ ein schmachvolles Zeugnis ab. So heißt es in den Anzeigen jener Zeitung aus dem Jahre 1779:

„Eine Parlamentratsstelle wird gesucht, zu der man keine Vorkenntnisse braucht.“

„Es sucht jemand ein Amt mit zehn- bis zwölftausend Livres Einkünften, bei dem man nichts selbst zu tun braucht.“

„Dreißigtausend Livres würde man für eine Stelle zahlen, bei der man Gelegenheit hätte, allen Lustpartien des Hofes beizuwohnen.“

„Bei Herrn Bronot in der Straße St. Avoys ist eine Offiziersstelle bei einem Feldregiment feil, die man von Paris aus versehen kann. Der Preis ist sehr mäßig.“

„Ein Herr vom Lande sucht ein Amt in Paris, das Ehre mit sich bringt. Es darf auch Geld eintragen. Je weniger Arbeit desto besser. Man wende sich an Herrn Notar Sauvaige in der Rue Sussy.“ —zen.

Eine recht kuriose Quittung mußte im Verlauf des Siebenjährigen Krieges im Jahre 1757 ein Gerichtschreiber in Duisburg ausstellen. Er hatte sich nämlich erlaubt, verächtliche Reden über die kurbannörischen Truppen, die damals unter dem Befehl eines Hauptmannes in Ruhrort lagen, zu führen. Dem Hauptmann waren diese Beschimpfungen zu Ohren gekommen, und er beschloß, diese Dreistigkeit gebührend zu ahnden. Der Gerichtschreiber wurde kurzerhand verhaftet und zu fünfzig Stockprügeln, der in der damaligen schlagfertigen Zeit gewöhnlichen Strafart, verurteilt. Der mit der Vollstreckung des Urtheils beauftragte Unteroffizier hatte von seinem Hauptmann Befehl erhalten, sich vom Delinquenten nach Vollziehung der Strafe eine eigenhändige Quittung über die empfangenen Prügel geben zu lassen, was dieser auch gewissenhaft befolgte.

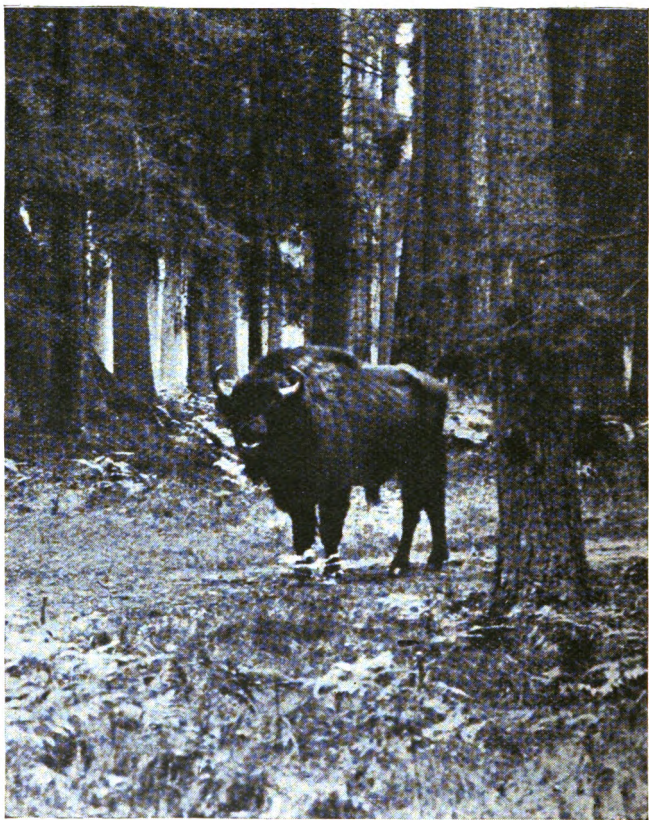
Dieses noch vorhandene, seltsame Schriftstück hat folgenden Wortlaut: „Ich Endesunterschriebener bekenne hiermit, daß ich von einem dazu kommandierten Unteroffizier vom Churbannörischen Feldjägerkorps für meine närrischen und thörichten Reden, so ich lezthün wider das löbl. Feldjägerkorps ausgestoßen und jetzt recht von Herzen bereue, zu meiner wahren Besserung und zu Gemütheführung meines begangenen Unrechts 50 Prügel, durch zween Mann gehalten und mit zween, etwa eines Fingers dicken Stöcken so ehrlich als möglich geschlagen, richtig und zu allem Danke erhalten habe; worüber ich in bester Form quittiere.

Am 17. April 1757.

D., Gerichtschreiber.“
A. M.

Wisente in Oberschlesien. — Unweit der „Dreitaiseredé“, wo Deutschland, Österreich und Rußland zusammenstoßen, erstreckt sich das dem Fürsten v. Pleß gehörende Jagdrevier Mezerzitz. Waldbestände von 10 bis 30 Kilometer Breite wechseln hier mit weiten Wiesengründen ab. Dieses an

Edelhirschen und Damhirschen reiche, wahrhaft fürstliche Jagdrevier ist besonders dadurch ausgezeichnet, daß es ein äußerst



Ein Wisent aus dem Jagdrevier Mezerzich.

seltenes Wild, den Wisent, birgt. Eine vierhundert Köpfe starke Herde von Wisenten besitzt außerdem die Herrschaft Bjeloweschik in Polen, die Eigentum des Kaisers von Rußland ist. Von dieser Herde schenkte im Jahre 1865 der Kaiser

Alexander II. dem damaligen Fürsten v. Pleß einen Stier und drei Kühe, die zuerst in einem 600 Hektar großen Tiergarten gehalten, im Jahre 1871 aber in das Jagdrevier von Mezerzhitz überführt wurden.

Später wurden dem Fürsten v. Pleß nochmals einige Wisente geschenkt, so daß jetzt der Bestand befriedigend gedeiht und sich ausreichend vermehrt. Ältere Tiere werden in den Wäldern von Mezerzhitz bis 1,8 Meter hoch und 3,5 Meter lang und erreichen ein Gewicht von 600 bis 800 Kilogramm. Für gewöhnlich leben die fahlbraunen Riesen, die übrigens vielfach fälschlicherweise als Auerochsen bezeichnet werden, in scheuer Zurückgezogenheit und kümmern sich um den Menschen nicht. Dagegen ändert sich das Verhalten der Stiere in der Brunstzeit, in der sie einen Angriff auf Bauern oder Waldarbeiter durchaus nicht scheuen.

Von Zeit zu Zeit werden auf die Wisente Jagden abgehalten. Der Mittelpunkt des interessanten Jagdtreibens ist dann Schloß Promnitz, das sich an dem mehrere hundert Hektare großen Paprohaner See erhebt. An einer solchen Jagd nahm im Jahre 1909 auch Kaiser Wilhelm II. teil, wobei er drei Wisente erlegte.

Th. S.

Berschollene Vermögen. — In dem Inseratenteil verschiedener großer englischen Zeitungen erschien vor kurzem eine Anzeige, in der ein Herr Andreas Münnich demjenigen eine Million verspricht, der ihm den Namen der Bank nachweist, bei der sein Vater einst sein Vermögen in Höhe von etwa fünfunddreißig Millionen angelegt hatte.

Dieser Fall eines an unbekannter Stelle ruhenden Vermögens steht nicht vereinzelt da. Es gibt wenigstens hundert Leidensgefährten des Herrn Münnich in England, die in Armut leben, obwohl sie gesetzliche Erben großer Reichtümer sind, die leider nur bei irgend einer unbekanntem Bank liegen.

Die Banken dürfen nämlich in keinem Falle die Namen ihrer Kunden und die bei ihnen deponierten Summen bekannt geben, und die Zeitschrift „Pearsons Weekly“ erinnert gelegentlich jenes Falles daran, daß im Jahre 1836 ein reicher Londoner Kaufmann unmittelbar nach der Geburt seines

ersten Sohnes nach einer Bank eilte und dort zugunsten des Neugeborenen ein Guthaben von zwanzigtausend Pfund eintragen ließ. Sobald er von der Bank nach Hause zurückkehrte, erlitt er einen Schlaganfall und starb. Bevor er den letzten Atemzug that, hatte er seinem Sekretär Mitteilung von der Schenkung gemacht, aber vergessen, den Namen der Bank anzugeben. Jener Neugeborene ist heute ein achtzigjähriger Greis und lebt in den kümmerlichsten Verhältnissen, trotz jener zwanzigtausend Pfund, die mit Zinsen und Zinseszinsen in der langen Zeit auf über dreihunderttausend Pfund angewachsen sind. Aber der alte Mann hat längst die Hoffnung aufgegeben, sein Vermögen je zu Gesicht zu bekommen.

Vor einigen Jahren deponierte ein indischer Maharadscha bei einer Londoner Bank eine Sammlung der kostbarsten Juwelen. Nach seiner Rückkehr in die asiatische Heimat wurde er ermordet. Seinem Nachfolger ist es nicht gelungen, zu ermitteln, bei welcher Londoner Bank die Juwelen liegen.

Der Abgeordnete Bottomley hat nun im vergangenen Jahre einen Antrag eingebracht, nach dem die Banken nach Ablauf einer bestimmten Zeit die bei ihnen ruhenden Werte unbekannter Eigentümer an den Staat abzuliefern verpflichtet sein sollen.

D. v. B.

Die Photographie in der Kriminalistik. — Mannigfach sind schon die Anwendungen der Photographie im Dienste der Polizei: das Verbrecheralbum, die Daktylostomie und andere Einrichtungen, bei denen die Photographie beteiligt ist, leisten bei der Festnahme und Überführung der Verbrecher gute Dienste. Weniger bekannt dürften die Anwendungen der Photographie in jenen Fällen sein, wo es sich darum handelt, einen unserem Auge nicht sichtbaren Umstand mittels der hohen Empfindlichkeit der photographischen Platte für Farbenunterschiede festzustellen, um einen überzeugenden Beweis zu schaffen.

Es sollen zum Beispiel auf einem mit Seife gewaschenen Taschentuch etwa vorhandene Blutüberreste aufgefunden werden. Das Tuch erscheint dem Auge gleichmäßig weiß. Eine chemische Untersuchung würde hier nicht zum Ziele führen,

da man ja nicht weiß, an welcher Stelle des Tuches das Blut sich befinden kann. Aber die photographische Aufnahme des Tuches durch ein dunkelblaues Filter hindurch zeigt, wenn das Tuch wirklich mit Blut besudelt war, deutlich Flecken an, die nun herausgeschnitten und mit einer sehr empfindlichen chemischen Methode geprüft werden.

In einem anderen Falle wurden bei einer Hausdurchsuchung in der Wohnung eines der Banknotenfälschung Verdächtigten mehrere frisch abgeschliffene Lithographiesteine gefunden. Die gewöhnlich angewendeten Verfahren zum Herausholen alter Zeichnungen auf Lithographiesteinen ergaben ein vollständig negatives Resultat. Es mußte die Photographie zu Hilfe genommen werden, die in Verbindung mit einer chemischen Behandlung der Steine die Banknotenzeichnung dem Auge sichtbar machte. Unter dieser Zeichnung kam noch eine solche, die zwanzig Jahre vorher auf den Stein gemacht worden war, zum Vorschein.

Bei der Durchsicht eines kostbaren Buches einer öffentlichen Bibliothek entdeckte man, daß ein Kupferdruck herausgerissen worden war. Der Dieb dieses Bildes hatte aber das dem Kupferdrucke zu seinem Schutze vorgelegte Seidenpapier im Buche belassen. Niemand konnte sich trotz vielseitiger Anfragen an den Gegenstand des entwendeten Bildes erinnern, und es blieb so schließlich nur der Versuch übrig, das verschwundene Bild mit Hilfe der Photographie auf dem Schutzseidenpapier wiederherzustellen. Dies ist durch eine Aufnahme mit Blaufilter und Verstärkung der Kontraste durch eine nach und nach durchgeführte Erzeugung von Diapositiven und Negativen sehr gut gelungen. Es war nämlich das Fett der Druckerwärze teilweise in das Seidenpapier eingedrungen und hatte dort im Laufe der Zeit durch Oxydation eine ganz schwache, dem Auge gänzlich unsichtbare Selbstfärbung hervorgerufen, die natürlicherweise die gesuchte Zeichnung darstellte. Das Bild selbst wurde später bei dem Diebe gefunden.

Als man in einem anderen Falle eine weibliche Leiche aus dem Wasser gezogen hatte, war man im Zweifel, ob hier ein Selbstmord oder ein Mord vorliege. Die photographische

Aufnahme des Halses der Ertrunkenen zeigte deutliche Spuren des Würgens, die dem Auge völlig unsichtbar waren. Es wurde dadurch festgestellt, daß die Frauensperson zuerst getötet und dann ins Wasser geworfen worden war.

Mit Zuhilfenahme der Photographie werden nunmehr auch die Bleistiftspuren auf Unterlagspapieren, die Stempelspuren auf chemisch gewaschenen Briefmarken, die Sichtbarmachung von unsichtbaren Tintenabdrücken, das unbefugte Öffnen eines Briefumschlages, Schriftzüge auf vertohlenen Papieren und andere Umstände in unzweifelhafter Weise dem Auge erfassbar gemacht.

A. E.

Auf wie viele Arten man die verschiedenen Geldstücke wechseln kann. — Ein vorzügliches Mittel zum Kopfzerbrechen und eine beliebte mathematische Spielerei, für die es übrigens preisgekrönte Formeln gibt, ist die Lösung der Frage, auf wie viele Arten man zum Beispiel ein Dreimarkstück in deutschen Münzen umwechseln kann. Professor Sauter hat unlängst eine neue Methode für diese Berechnung angegeben, die neben dem Vorzug der Kürze auch den Vorteil hat, daß sie die Zahl aller möglichen Umwechslungen rasch und sicher feststellen läßt.

Da es sich dabei um lange und verzwickte mathematische Formeln handelt, wollen wir hier bloß das Ergebnis dieser Berechnungen mitteilen: Ein Zweipfennigstück kann nur 1mal, durch zwei einzelne Pfennige, gewechselt werden, ein Fünfpfennigstück 3mal, ein Zehnpfennigstück 10mal. Beim Fünf- und zwanzigpfennigstück kann man das Wechseln schon 64mal, beim Fünfzigpfennigstück 406mal, beim Markstück 3953mal wiederholen. Ein Zweimarkstück gibt schon 61,984mal, das Dreimarkstück (der Taler) 391,550mal und das Fünfmarsstück gar 5,229,221mal die Möglichkeit des Wechsels auf verschiedene Arten.

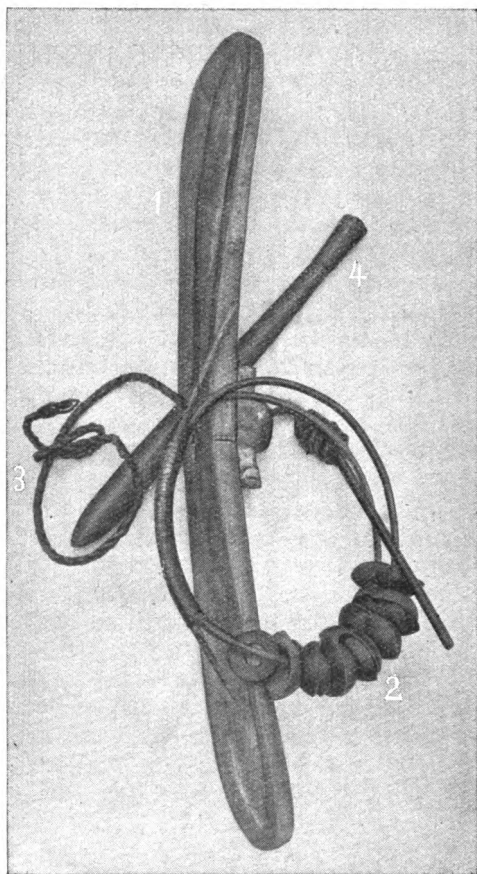
Unfassbare Zahlen ergeben sich bei den Goldstücken. Man kann ein Zehnmarkstück 300,504,127mal, ein Zwanzigmarkstück 33,230,248,752mal wechseln, indem man sich zuerst zwei Zehnmarkstücke geben läßt oder vier Fünfmarsstücke und diese Münzen wieder für die nächst kleineren Stücke austauscht und in dieser Weise alle möglichen Wechslungsarten vornimmt.

Wenn man für das einmalige Einwechseln nur einen Zeitraum von einer halben Minute rechnet, würde man zum Wechseln eines Dreimarlstüdes auf alle möglichen Arten 135 Tage, 2 Stunden und 17 $\frac{1}{2}$ Minuten brauchen, und wollte man das gleiche mit einem Zwanzigmarlstüd durchführen, dann müßte man zu diesem Zwecke 31,611 Jahre leben. U. E.

Röhre Haifischjagd. — Im Norden der deutschen Südseeinsel Neu-Mecklenburg, deren reine melanesische Bevölkerung sich durch besondere Intelligenz auszeichnet, wird der Haifischfang mittels eines eigentümlichen Apparates betrieben, der nach dem Zeugnis des hervorragenden Südseekenners R. Parkinson sonst nirgendwo bekannt ist. Dieser Apparat (siehe umstehende Abbildung) besteht aus dem Schwimmer (1), der Kassel (2), der Schlinge (3) und der Keule (4). Der einer Schiffschraube ähnliche, aus leichtem Holz geschnitzte, 125 Zentimeter lange Schwimmer ist in der Mitte durchlocht. Durch das Loch ist eine lange, fingerdicke Schleife aus einem Geflecht von Spanischem Rohr gezogen. Ein Knoten verhindert das Durchschlüpfen derselben. Die Kassel besteht aus einem Reifen, an dem ein halbes oder ein ganzes Duzend halber Kokoschalen aufgezogen sind. Drei bis vier Mann sind zu einer Jagd, welche die Jäger oft meilenweit in See führt, notwendig. Während ein Mann am Bordrand des Bootes die Kassel, die einen Höllenlärm vollführt, hin und her bewegt, rudern die anderen. Der Lärm lockt die ebenso neugierigen, unvorsichtigen und sehr dummen Bestien aus weiter Ferne herbei. Zeigt sich die charakteristische Rückenflosse der gefräßigen Fische, dann ergreift der zweite Mann Schwimmer und Schlinge und senkt sie ins Meer.

Der Hai umkreist das Fahrzeug wiederholt, bis er, von unbezwinglicher Neugierde geplagt, sich dicht an der Oberfläche des Wassers der Kassel nähert. Der Mann, der den Fangapparat bedient, dirigiert nun diesen so geschickt, daß der Hai mit dem Kopf durch die Schlinge geht, die mit kräftigem Rud zugezogen wird, sobald ein Körperdrittel des gewaltigen Raubfisches durch sie gegangen ist. Im nächsten Augenblick ist das Ende der Schlinge an einem Haken im Boot befestigt und der Hai, der sich natürlich gewaltig wehrt, so nahe, daß

er mit der Keule unschädlich gemacht werden kann. Diese auch vom Kapitän des Kriegsschiffes „Mäander“ geschilderte



Apparat zum Haijischfang.

Haijischjagd ist verschiedentlich angezweifelt worden. Parkinson bestätigt sie daher ausdrücklich.

Daselbe gilt auch von der geradezu tollkühnen Haijagd der Tahitier, die betanntlich ganz hervorragende Schwimnkünstler und Brandungsschwimmer sind, als solche aber die Wucht der Brandungswogen für sich auszunützen verstehen. Der Hai ist gewiß ein guter Schwimmer, gerät er aber einmal in eine Brandungswoge, so ist er verloren. Das wissen die Tahitier sehr wohl. Sobald sie also einen Hai in der Nähe der Brandung bemerkten, schwimmen sie auf ihn zu, um ihn wie die Schwalben einen Raubvogel einzukreisen und den gefräßigen Burschen in eine Brandungswoge zu locken, die ihn dann aufs Ufer wirft.

Eine dritte Art ist in Karotonga üblich. Bemerken dort die Eingeborenen, daß sich Haifische an der Lagune aufhalten, dann füttern sie sie mit Fleisch und Brot, in das sie den weißen Saft einer Mohnpflanze geträufelt haben, der betäubend wirkt. Schon bald sinken die Raubfische betäubt auf den Grund der Lagune. Dann tauchen die Männer unter und binden ihnen einen Strick um den Schwanz, worauf die Angeheuer ans Land gezogen und totgeschlagen werden. Man jagt in der Südsee den Hai hauptsächlich seines Fleisches willen, das den Insulanern als Delikatesse gilt.

W. F.

Ein Brief aus dem Lande der Toten. — Friedlich senkte sich der Abend auf das Meer, und in dem Dorfe, das am felsigen Ufer stand, war es fast so ruhig wie über den Wassern da draußen.

Oberhalb der Häuser zogen sich blühende Gärten hin, in denen die gütige Hand der südlichen Natur schöne Blumen hingestreut. Da saß ein Mädchen. Ein Mädchen von siebzehn Jahren mit braunen Haaren und tiefen, dunklen Augen, die dahin sahen, wo im Westen die scheidende Sonne ihr letztes Gold auf das Meer ausgoß. Ihre Augen waren nicht froh, auf dem schönen Gesicht malte sich nicht die Glückseligkeit der Jugend. Ihre Hände hielten ein Blatt Papier, das ihr heilig war, denn es war das letzte Vermächtnis einer Toten, ihrer einzigen Jugendgespielin, ihrer besten Freundin und zugleich ihrer leiblichen Schwester, die man da drüben auf dem kleinen Friedhof zum letzten Schlafe versenkt hatte.

Die Sonne tauchte ganz in das Meer. Die Augen des Mädchens sahen auf das Papier in der rechten Hand, es standen nur die beiden Worte darauf: Liebe Schwester —

Vira wandte das Blatt um, auch auf den anderen Seiten war es leer.

Leise kam die Dämmerung über das Land geschlichen, hinten aus dem kleinen Thal kam sie, kroch langsam nach vorn, legte sich auf das Wasser und ging durch die Gassen des Dorfes, glitt mit weichen Händen über Blumen und Bäume und kam dann langsam den Berg herauf.

Und jetzt wehte ein Hauch von dem kleinen Friedhof her, ein sanfter Hauch, ein leises Flüstern. Viras Augen öffneten sich weit. Ihr war, als fühlte sie den Geist der lieben Toten. Sie sah auf das Papier, das die Hände mit leisem Beben hielten — es war nicht mehr ein leeres Blatt, da standen plötzlich Buchstaben, Worte, Zeilen: „Liebe Schwester,“ las Vira, „ich will nicht um Verzeihung bitten, Schuld oder Nichtschuld — das wiegt jetzt gleich viel. Das eine mußt Du aber bestimmt wissen, es war mein Wille, daß Fred und ich miteinander in den Tod gingen.

Ob das gut oder nicht gut war — es ist geschehen, und es geschah auch deswegen, daß ich nicht allein durch das dunkle Thor gehen mußte. Davor hatte ich ein furchtbares Grauen, und Fred hatte mich so lieb, er versprach, mit mir zu gehen, und er hat es gehalten.

Aber es ist ganz anders gewesen, als ich es mir vorher ausgedacht, und darum will ich Dir schreiben.

Eigentlich wollten wir beide im Meer begraben sein, darum standen wir da außen auf dem Felsen.

Aber auch das ist anders gekommen.

Als die tödliche Kugel in meine Schläfe drang, da hatte ich keine Macht mehr über meinen Körper — auch nicht darüber, wo er hinsinken sollte, und er sank auf den Felsen zurück, wo ihr ihn aufgehoben habt. Ich litt nicht sehr. Ich hatte einen kurzen Schmerz an der Stelle, aber nicht mehr und nicht weniger, als wenn man etwa mit dem Fingernagel etwas hart auf die Schläfe gedrückt hätte.

Alles andere weißt Du ja. Es war etwas unsagbar Schweres, so dazuliegen, alles wissen und hören und sich nicht rühren können. Nicht der eigene Schmerz, der war nicht so schwer, aber das Leid der anderen und dann auch das Bewußtsein, daß Fred vor mir tot war, vor mir begraben wurde und also vielleicht doch nicht mit mir durch das dunkle Tor ging.

Ich horchte immer und horchte, und es war so seltsam, daß ihm keine Totenglocke klang. Erst später fiel mir ein, daß man ihn wohl als Selbstmörder und Mörder bezeichnete. Und warum das? Weil er mich so lieb gehabt, daß er sich nicht scheute, den letzten Weg mit mir zu gehen. Das tat mir weh, und das war das Schwerste, solange ich noch meinen Körper fühlte.

Etwas anderes kam nachher, aber da empfindet man nicht mehr so.

Ich will Dir aber nichts verhehlen, gar nichts, und darum muß ich Dir sagen: Es gab eine Stunde, in der sich meine Seele zusammenkrampfte und anklammerte an das Angedenken dieser Welt und dieses Lebens, das Du noch lebst, und die begann, als der erste Klang der Totenglocke vom Berge drüben über die blaue Meeresbucht zu unserem Landhaus hinklang. Ich wußte es schon vorher, daß ich tot war. Mit einem Male hatten die Schmerzen aufgehört, und es war mir so leicht, so frei, ich fühlte kein Leid, keinen Haß und nichts mehr, nur die Liebe zu Fred und die Sehnsucht mit ihm zusammen zu gehen.

Und nun erschallte die Totenglocke; sie hatte so einen seltsamen Klang, den ich früher schon empfunden habe, wenn es anderen galt.

Wenn ich allein war unten am blauen Meer, wo sanft die Wellen zu meinen Füßen spielten, oder oben am Berge, wo es so heilig still ist — jedesmal, wenn ich allein war und die Totenglocke klang zu mir herüber, so überfiel es mich mit stiller Wehmut. Es war wohl Mitleid mit den Menschen, die fortgegangen waren, weil man sie gerufen. Nun galt es mir selbst. Das kann ich Dir nicht beschreiben. Meine Augen waren geschlossen und gebrochen, ich konnte nicht mehr zu dem blauen Himmel aufsehen und wußte doch alles und sah im Geiste alles, und ich fühlte, wie der Totenglocke leises Klagen über die

Blumen am Berge glitt, über den bewegten Wasserpiegel, und mir war, als wäre das ein Abschiedswort, das alles, Blumen, Meer und Sonnenlicht, alles, was ich je geliebt, mir leise, leise ins Ohr flüstern würde. Und ich war aus eigenem Willen von dem allen fortgegangen — das war unsagbar traurig!

Alles andere, die Trauer von euch, eure Tränen, euer Leid, die Worte des Priesters am Grabe, das Hinuntersinken in die Grube — alles das hatte ich mir vorher ausgemalt, und es war nicht schlimmer, als ich es mir vorgestellt. Aber an die Totenglocke hatte ich vorher nicht gedacht.

Als ich am dritten Tage aus dem Sarge aufstand — es war in einer hellen Sternennacht — und mein Auge sah, als wenn es Tag wäre, da kam ein eigenes Fühlen über mich.

Ist es nicht wunderbar, wie die Schwalbe, die auf den fernen Meeren schwebt, immer die Richtung nach der Heimat hält und über Tausende von Dörfern und Städten hinweg das Haus, wo ihr Nest ist, erreichen muß? So ist es wohl hier, und es lebt in der Seele mehr, als Du weißt, mehr, als alle Menschen wissen.

Das Land, an dem meine Wanderung vorüberführte, war schön, und ich ging leicht, wenn auch der Boden steinig war; er tat meinen Füßen nicht mehr weh, denn aller Sinnen Schmerz und alle Sinnesfreude waren jenseits des Grabes geblieben.

Ich ging nicht lange, da begegnete mir ein Kind, das war wie ich. Ich sah es gleich, es hatte auch denselben Weg.

„Wo gehst du hin, Kind?“ fragte ich.

„Zum Vater,“ gab es ruhig zur Antwort.

„War dein Vater tot?“

„Nein, der nicht — ich gehe zum anderen Vater, in die Heimat der Seele.“

„Wer hat dir das gesagt?“

„Es steht in einem Lied, das meine Mutter sang.“

Wir gingen zusammen weiter. Ich aber mußte immer wieder stehen bleiben, mein Auge suchte Fred, denn er sollte doch jetzt mit mir gehen.

Das Kind aber ging jetzt davon, und so verloren wir uns wieder.

Ich begegnete noch anderen. Ein Alter, geführt von einem Mädchen. Es lag so etwas Trauliches in diesem Bilde. Und dann eine Mutter. Sie ging ganz langsam und allein und hielt die Hand vor die Augen.

Ich fragte sie, warum sie das tue.

„Ich habe so viel Leid dahinten gelassen,“ sagte sie und ging weiter.

„Und ich habe so viel Liebe vorausgeschickt,“ dachte ich und folgte langsam.

Das Land war eben, und aus allen Richtungen sah man Gestalten dahin streben, wo unser aller Weg hinging. Sie vereinten sich zu einem großen Zug; aber sie sprachen nicht zusammen, sie gingen auch nicht nahe nebeneinander, sie waren alle stumm, ruhig, vielleicht verwundert, daß sie den Weg gingen. Und doch stockte nicht ein Fuß. Alles bewegte sich. Nur dann und wann sah jemand auf, so, als wenn der Blick fragen wollte: „Sind wir noch nicht bald in der Heimat?“

Auch ich sah manchmal auf, und da gewahrte ich in der Ferne ganz weit eine Stelle, an der der Zug sich immer enger zusammenschloß.

Dort war das dunkle Tor.

Merkwürdig, mir schauderte nicht davor. Ich durfte ja mit Fred gehen. Noch hatte ich ihn nicht gefunden, aber ich wußte ganz bestimmt, ich mußte ihn treffen.

Und ich traf ihn.

Er saß auf einem Stein am Wege, nicht weit vom Eingang.

Und das wollte ich Dir schreiben, liebe Schwester. Wir traten zueinander hin — denn Dir, zweie, die ein so seliges Lieben verbunden, daß sie ein Leben ablegten, weil man sie nicht zusammenkommen lassen wollte.

Wir zwei waren vereint und durften miteinander gehen, beieinander bleiben — und schau, es war so ganz anders.

Ich stand ihm gegenüber, wir reichten uns die Hände, und wir grüßten uns wie Bruder und Schwester und — wir waren doch nicht Bruder und Schwester. Hier hält keine Täuschung mehr. Unsere Liebe war von jener Welt gewesen, liebe Schwester,

von jener Welt, in der Du lebst, das war uns beiden mit dem ersten Augenblicke klar.

Und schau, wir beide, die Du um jedes Wort, das wir uns zurufen durften, um jeden Blick, den wir uns schenken durften, uns beneidet — wir beide sprachen nicht zusammen und sahen einander nicht mehr in die Augen.

Und, liebe Schwester, ehe ich durch das dunkle Tor ging, da wußte ich es: auch ich mußte allein gehen — ganz allein wie alle anderen.

Das wollte ich Dir sagen.

Ich wünsche Dir, daß Du glücklich bist, recht glücklich, liebe Schwester, und den Mann findest, dem Du auch an dieser Stelle in die Augen sehen magst und darfst.

Den letzten Gruß auch an alle, die mich einmal lieb gehabt haben. Alles andere ist vergessen.“

Der Wind rauschte plötzlich in den Bäumen des Friedhofes. Vira fuhr auf. Das Blatt in ihrer Hand zitterte. Erschrockt starrte sie darauf nieder. Es war leer. Nichts stand darauf als die beiden Worte: Liebe Schwester — Fr. S.

Abceschüler im Mittelalter. — Das Abc wurde den Kindern damals meist durch Bilder verdeutlicht, deren Gegenstand den Buchstaben, den sie illustrierten, enthielt. Viel Mühe wurde jedoch auf Klarheit dieser Darstellungen nicht verwandt. Ein Abcbuch des sechzehnten Jahrhunderts zeigt bei dem Buchstaben a den Kopf eines Kindes mit weit aufgerissenen Munde und folgendem Text: „Hierbei muß man den Kindern erzählen: Sehet, dieses Kindlein reißet das Maul auf und schreyet a—a—a. Alsdann soll man auf den Buchstaben deuten und dem Kinde vorsagen: Siehe hier, dies heißet a. Zum andern soll man das Kind fragen, wo das a sey. Zum dritten — wenn das Kind auf den Buchstaben deutet — soll man fragen: Wie heißet dieser Buchstabe?“

Wie mögen aber die Kinder gebrüllt haben, wenn sie zum w kamen, das durch eine Frau dargestellt wurde, die ein Kind auf dem Schoß hatte, dem sie Schläge auf einen gewissen Körperteil gab. Der Text besagte: „Dieses Kind hat nichts

gelernt, darum wird es geschlagen und schreyet weh — weh — weh. Hier muß man gleich auf das w deuten“ usw.

Zu welchen Auswüchsen dieser Anschauungsunterricht aber führte, gibt ein Geschichtenbuch des Magisters Johann Buna kund, das dieser als Rektor des Lüneburger Gymnasiums im Jahre 1672 herausgab. Der Erfinder der „emblematischen Lehrmethode“ stellte, um nur eine Probe mitzutheilen, damit die Schüler die Namen Sem, Ham und Japhet leicht behalten, den ersten mit Semmeln, den zweiten mit einem Hammer in der Hand, den dritten wohlbeleibt (der ist „ja fett“) dar!
D. C.

Verjüngung im Greisenalter. — Höchst merkwürdig ist der wunderbare Vorgang einer Verjüngung, der bei manchen Greisen unzweifelhaft beobachtet worden ist, indem bei ihnen zu einer Zeit, wo andere Menschen zu leben aufhören, neue Zähne und neue Haare wachsen, die Runzeln aus dem Gesicht verschwinden, Auge und Ohr wieder schärfer werden und so weiter.

Hufeland teilt in seiner „Matrobiotik“ zwei solche Fälle aus seiner eigenen Beobachtung mit. Der eine betrifft einen Greis aus Rechingen in der Pfalz, der im Jahre 1791 in einem Alter von 120 Jahren starb, und welchem 1787, also im 116. Lebensjahre, nachdem er seit langem alle Zähne verloren hatte, auf einmal acht neue Zähne wuchsen. Der andere Fall betrifft einen Herrn aus Hufelands eigener Verwandtschaft, den Amtmann Thon aus Ostheim, der im 60. Jahr ein „hitziges Fieber“ bekam, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Er überstand dasselbe glücklich, erhielt hierauf neue Munterkeit und Kräfte, sowie neue Haare und Zähne. Professor Jedeler führt in seiner „Allgemeinen Diätetik“ das Beispiel einer Marquise v. Mirabeau an, die im 86. Lebensjahre starb, nachdem die jugendliche Fülle und Frische mit allen ihren Folgen wieder-gelehrt war. Ferner einer Nonne namens Margarete Verdür, bei der im 65. Lebensjahr die Runzeln verschwanden, die fehlende Sehkraft wiederkehrte, neue Zähne hervorbrachen; endlich zweier über hundertjährigen Männer, die neue Haare und neue Zähne erhielten, und von denen der eine wieder ein

so scharfes Gesicht bekam, daß er die feinste Schrift lesen konnte, während er vorher nicht imstande gewesen war, ohne Brille die größte Schrift zu lesen.

Der französische Arzt und Statistiker Foissal sagt: Man hat Frauen gesehen, die mit 80 Jahren noch Mütter wurden. Doktor Curran theilte dem gelehrten Kliniker Graves mit, daß seine Großmutter, eine Frau Waterworth, mit 80 Jahren ihre vorher sehr geschwächte Sehkraft derart wieder erhielt, daß sie bis zum Augenblick ihres Todes die feinste Schrift lesen und die feinsten Nähnadeln einfädeln konnte. Eine dritte und selbst vierte Zahnperiode ist nach Foissal bei alten Leuten nichts Unmögliches.

Noch mögen einige Beispiele aus neuerer Zeit erwähnt werden. So berichtet die „Neumärkische Zeitung“ im Juli 1880 aus Brenkenhofsfließ: Dort lebte ein 82 Jahre alter Ausgedingter P., der seit länger als 10 Jahren keinen Zahn mehr im Munde hatte. Seit einem halben Jahre empfand er Schmerzen im Gaumen und in den Riefen, und wer beschreibt sein Erstaunen, als er wahrnahm, daß sich im Laufe des letzten Winters in seinem Munde ein vollständiges neues Gebiß bildete. Die Zähne sind allerdings nur klein, aber glänzend weiß und so brauchbar, daß ihr Besitzer damit jede harte Speise zerkauen kann. Das Blatt bemerkt dazu, daß ihm die Wahrheit der vorstehenden Mitteilung von amtlicher Seite bestätigt worden sei.

Unter'm 14. März 1880 berichtet eine Pariser Zeitung folgendes: Soeben starb in Eilh am Schlagfluß eine Frau von 103 Jahren 11 Monaten und 12 Tagen, namens Margarete Laulhe. Sie hatte bis zum letzten Augenblick ihre vollen geistigen Fähigkeiten behalten, und niemand sah ihr dies hohe Alter an. Das Gesicht hatte keine Runzeln, und sie las ohne Brille. Vor sechs Jahren bekam sie einen neuen kräftigen Badenzahn.

Aus Wohlau in Schlesien wurde im Januar 1887 der „Schlesischen Zeitung“ geschrieben: In Schönbrunn lebt ein ehemaliger, jetzt 82 Jahre alter Gemeindevorsteher mit Namen Betschel. Derselbe erhält jetzt zum dritten Male Zähne, von

denen bereits achtzehn vorhanden sind, die übrigen stehen dem Durchbruch nahe. Sein sonst schneeweißes Haupt- und Barthaar wird wieder schwarz. Wenn er sich auch infolge des „Bahnens“ etwas angegriffen fühlt, ist er sonst doch gesund und rüstig und will das Gefühl haben, als ob im ganzen Körper eine Veränderung sich vollziehe.

So bietet das Greisenalter bisweilen wunderbare Züge von körperlicher Verjüngung dar. Aber auch eine Art von Gemütsverjüngung tritt ein. Es ist eine Eigentümlichkeit des Greises, daß er sich zur fremden, wie zur eigenen Kindheit hingezogen fühlt. Er liebt die Kinder, besonders seine Enkel, sieht sie gern um sich und ergötzt sich an ihrem munteren Treiben. Die Bilder seiner Kindheit, die während seines Mannesalters verblichen waren, treten wieder in frischen Farben vor seine Seele; er erinnert sich der kleinsten Züge aus seinem Kinderleben, und diese beschäftigen seine Phantasie auch im Schlafe. So erinnert sich Kant sehr lebhaft, besonders in seiner allerletzten Lebenszeit, der Gassenlieder, die er als Knabe gesungen hatte. Während im mittleren Alter auch das Bild des physischen Lebens ernster und trüber wird, gewinnt es im Greisenalter einen freundlichen, jugendlichen Charakter. Die Seele des Alternden erfüllt ein gerechter Schmerz über die Trennung von so vielen bisherigen Genossen und von der gewohnten Wirksamkeit, aber der schon Altgewordene, der sich in sein neues Verhältnis gefunden hat, wird wieder jugendlich heiter. Das frühere leidenschaftliche Wesen macht der Sanftmut Platz. Dr. Thraenhart.

Aus Versehen. — Beim Polizeigericht in Kansas City war ein Kutscher angeklagt, eine Hofe gestohlen zu haben. Da der Mann bisher unbefolten war, gelang es dem Verteidiger, die Richter wenigstens dahin zu bringen, daß er einen Freispruch wegen mangelnder Beweise erzielte. Zu dem Termin waren als Zeugen auch der Bestohlene und dessen Ehefrau erschienen.

Als die Verhandlung beendet ist, bleibt der Kutscher auf der Anklagebank, die die untere Hälfte seines Körpers völlig verdeckt, unbeweglich sitzen. Auch als sein Verteidiger ihm bedeutet, daß die Sache erledigt sei und er nach Hause gehen

lönne, rührt er sich nicht, sondern schaut nur aufmerksam auf die Leute, die den Gerichtssaal langsam verlassen.

Der Anwalt weiß nicht, was er von diesem Benehmen seines Klienten halten soll. Schließlich sagt er grob: „Zum Henter, so machen Sie doch endlich, daß Sie fortkommen! Gefällt Ihnen der Aufenthalt in der Anklagebank so sehr?“

Da flüstert ihm der soeben Freigesprochene leise zu: „Bevor die Zeugen nicht fort sind, muß ich wohl sitzen bleiben.“

„Ja, aber warum denn?“

„Weil ich aus Versehen heute morgen die gestohlene Hose angezogen habe.“

W. R.

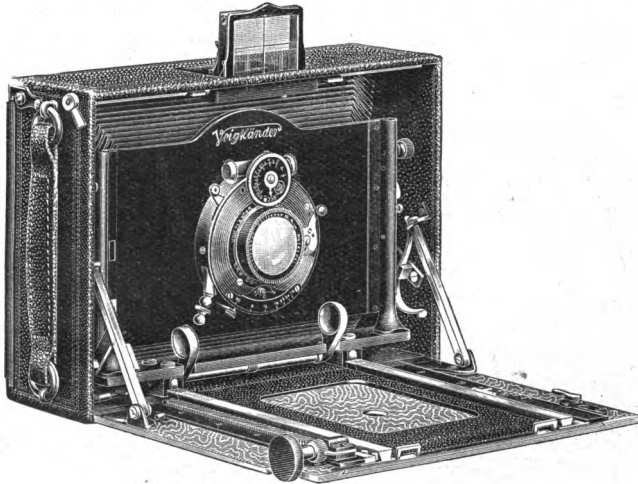
Das Halsband der Maria Stuart. — Eine junge Frau, die auf dem Zweirade das nördliche Schottland bereiste, trat in den Laden eines kleinen Kurzwarenhändlers in einem Dorfe, um die Kette ihres Augenglases, die bei einem Sturz zerrissen war, zu ersetzen. Der Kaufmann suchte vergebens in seinem kleinen Lager nach einer passenden Kette, bis er schließlich eine alte schwarze Perlenkette fand, die er der Dame für 12 Mark zum Kauf anbot. Die Radfahrerin war ganz aufgebracht über den hohen Preis, aber da sie keinen anderen Ersatz fand, kaufte sie die Perlenkette. Bei genauerer Besichtigung erwies es sich, daß die schwarzen Perlen von besonderer Schönheit waren, und ein Antiquitätenhändler, den die Dame aufsuchte, bot ihr ohne weiteres 20,000 Mark. Es war nämlich, wie sich bald herausstellte, das Halsband der Maria Stuart, das seit über dreihundert Jahren verschollen war und das die unglückliche Königin an dem Morgen ihrer Hinrichtung getragen hatte. Jetzt ist es für 320,000 Mark weiter verkauft worden.

O. v. B.

Voigtländers Alpinkamera. — Die Tatsache, daß in letzter Zeit aus Amateurtreisen häufig Kameras für eine Plattengröße 10 × 15 Zentimeter verlangt werden, hat die Firma Voigtländer & Sohn in Braunschweig veranlaßt, eine solche auch für die Alpinkonstruktion zu verwenden, da die Vorteile sehr vielseitig sind. Die Kamera wiegt 1200 Gramm ohne Verschluß, und ihre Maße betragen doch nur 18 × 12,5 × 5,5. Da der Kamerakörper aus Aluminiumlegierung und sämtliche Einzel-

teile aus nicht rostenden Metallen bestehen oder gegen Rost geschützt sind, eignet sich die Kamera zum Gebrauch unter allen klimatischen Verhältnissen.

Die Kamera besitzt als reguläre optische Ausrüstung einen Rollinear 15 Zentimeter für das ganze Format 10×15 Zentimeter und zwei Rollineare 9 Zentimeter für Stereoaufnahmen. Der lange dreifache Bodenauszug gestattet die Verwendung der



Voigtländers Alpinkamera.

Hinterlinse allein mit etwa der doppelten Brennweite des Gesamtobjektives. Als Verschluss werden die bekannten Sektorenverschlüsse verwendet, am besten der neue dreiteilige Compoundverschluss, der alle drei Objektive aufnimmt und durch einfache Umschaltung gestattet, entweder je nach Wunsch das mittelste Objektiv allein für die ganze Platte 10×15 Zentimeter oder die beiden Stereoobjektive für Stereoaufnahmen 10×15 zu benutzen.

Die Kamera darf als Universalkamera betrachtet werden, da mit ihr auch die Fernphotographie auf allereinfachste Weise

ermöglicht wird, denn der Teletubus mit zweieinhalbmaler Vergrößerung ist von so geringen Abmessungen, daß er bequem überall mitgenommen werden kann. Mit Rücksicht auf das Mitführen der Kamera bei Wanderungen und im Hochgebirge ist die Mattscheibe gegen Bruch durch eine Aluminiumdeckplatte geschützt, die bei der Einstellung zugleich als Lichtschirm dient.

P. R.

Ein Experiment mit Murmeltieren. — Ein Herr Bonafont in Genf wollte im Winter 1830/1831 einige Experimente mit dem Murmeltier, die Überwinterung desselben betreffend, anstellen, weshalb er sich vier Stück verschaffte, die er plötzlich cinem Froste von zehn Grad aussetzte. Der dadurch auf diese Tiere hervorgebrachte Eindruck war so stark, daß sie nicht einschlafen konnten. Man verminderte nun die Kälte, worauf drei in Schlummer versanken, während das vierte entschlüpfte, ohne daß man zunächst entdecken konnte, was aus ihm geworden war.

Vierzehn Tage waren vergangen, als eine Magd, die etwas aus dem Keller holen sollte, ganz erschreckt mit der Meldung zurückkam, es müßten Diebe im Keller sein, weil es ihr unmöglich gewesen wäre, die sich nach innen öffnende Tür aufzumachen, so viele Mühe sie sich auch gegeben. Man ging sogleich nach der betreffenden Stelle, und da es in der That unmöglich war, die Tür zu öffnen, so sah man sich genötigt, sie einzuschlagen. Hinter der Tür lag ein hoher Schutthaufen, der künstlich aufgetürmt zu sein schien. Man forschte weiter nach und entdeckte, daß das verschwundene Murmeltier sich in den Keller geflüchtet und sich dort eine Festung gemacht hatte. Es hatte den Boden aufgewühlt, beinahe allen Kalk von den Mauern abgelöst und diese Materialien hinter der Tür hoch aufgetürmt. Am Unterteil hatte es außerdem noch ein Brett angebracht, welches es von ziemlicher Entfernung herbeigeschleppt und das den Eingang vollständig versperrte. In einem Winkel des Kellers fand man das Murmeltier auf einem weichen, etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Zentimeter tiefen Strohbett schlafend. Das Stroh hatte es von einigen zwanzig Weinflaschen abgelöst, die damit umflochten waren. Um in seinem Schlafe von den

Ratten nicht gestört zu werden, hatte sich das Tier aus zerbrochenen Flaschen einen doppelten, halbrunden Wall, der für die Ratten unübersteiglich war, um sein Lager erbaut. C. L.

Mohammedanische Legende. — Ein frommer Muselman starb. Als er in den Himmel gekommen war, wurde er von einem Engel in seiner neuen Heimat umhergeführt. Alles, was er sah, übertraf noch seine Erwartungen. Zuletzt gelangte er in einen Raum, in dem auf langen, breiten Tischen eine Unzahl von menschlichen Ohren und Zungen lag.

„Was soll das bedeuten?“ fragte der Muselman erstaunt.

„Dies sind,“ erklärte ihm sein Führer, „die Ohren jener Leute, die auf Erden stets eifrig die Moscheen besuchten, um dort Allahs Wort zu hören, trotzdem aber nie danach handelten. Darum sind ihre Ohren zwar in den Himmel gekommen, sie selbst aber in die Hölle hinabgesunken. Und daneben siehst du die Zungen derer, die fromm und gläubig redeten, aber niemals Allahs Gebote wirklich befolgten. So sind auch nur ihre Zungen in den Himmel hineingelangt.“ W. R.

Ein Mondkrater in Nordamerika. — Bekanntlich zeigt die Mondoberfläche zahlreiche ringförmige Erhebungen, die einen Durchmesser von 20 Kilometer und mehr haben und die man als Krater bezeichnet. Die Auffassung einer Reihe von Forschern geht aber dahin, daß man es hier nicht, wie der Name Krater vermuten läßt, mit ausgehöhlten Kegeln von Vulkanen zu tun hat, sondern daß diese Ringwälle durch den Niedersturz riesiger Meteore auf den Mond entstanden sind.

Diese Erklärung erhält nun dadurch eine wertvolle Stütze, daß man in dem nordamerikanischen Territorium Arizona eine Kraterbildung aufgefunden hat, die mit den Mondkratern die größte Ähnlichkeit besitzt. Der Krater liegt auf der Colorado-hochebene südlich von Cañon Diablo. Der Ringwall, der die Vertiefung umschließt, erhebt sich 50 Meter über der Hochebene und besteht aus edigen Kalksteinblöcken, die wirt durcheinander liegen und teilweise bei 3 und 4 Meter Höhe mehrere hundert Zentner schwer sind. Mit den Blöcken vermengt sind gelbe und rote Sandsteinstüde. Der Durchmesser des Kraters mißt

1300 Meter. Nach innen fallen die Kraterwände 200 Meter tief ab, so daß sich die Sohle 150 Meter unter der Hochebene befindet.

Der äußere Rand des Kraterwalles ist nun außerordentlich reich an Meteorereisen, das auch mikroskopisch kleine Diamanten enthält. Man hat schon mehr als 3000 Meteorereisenstücke im Gewicht von rund 18,000 Kilogramm gesammelt. Das größte Stück wog 450 Kilogramm. Bei den Bohrungen, die auf der Sohle des Kraters vorgenommen wurden, stieß man nun nicht, wie es bei einem Krater vulkanischen Ursprungs zu erwarten war, auf gediegenes Eisen oder Nickel, sondern auf eine unveränderte Sandsteinlage. Daraus geht hervor, daß der Krater nicht durch eine von innen nach außen wirkende Kraft, also einen vulkanischen Ausbruch entstanden sein kann. Das Vorhandensein von Meteorereisen deutet vielmehr darauf hin, daß hier ein großes Meteor niedergestürzt ist und sich in die Erdrinde gebohrt hat. Der Krater hat denn auch ganz die Hohlform, wie sie durch das Aufschlagen großer Geschosse, die mit bedeutender Geschwindigkeit fliegen, hervorgebracht wird.

Man hat berechnet, daß eine Meteorereisenkugel von 160 Meter Durchmesser, die sich mit einer Geschwindigkeit von 9 Kilometer in der Sekunde fortbewegte und unter einem Winkel von 70 Grad auf die Hochebene einschlug, imstande gewesen sein würde, eine Kratervertiefung wie die vorhandene auszuhehlen. Da aber die aufgefundenene Menge von Meteorereisen nicht einer Eisenkugel von 160 Meter Durchmesser entspricht, so bestand das niedergegangene Meteor kaum aus reinem Eisen, sondern es enthielt vermutlich noch Kohlenstoff, Phosphor und Schwefel.

Man muß sich den Hergang daher folgendermaßen vorstellen. Als das Meteor durch die Atmosphäre schoß, erhitzte es sich durch den Reibungswiderstand der Luft, so daß sich der Kohlenstoff, Phosphor und Schwefel entzündeten und verbrannten. Beim Auftreffen auf die Erde explodierte das glühende Meteor, indem es in den Boden eindrang, den Kalkstein und Sandstein zerschmetterte, sie zum Kraterwall aufstürzte und selbst in Bruchstücken auseinanderflog, die auf den Ringwall nieder-

fielen. In ähnlicher Weise dürften also auch die Mondkrater entstanden sein. Eine Bildung wie die auf der Koloradohöhebene in Arizona kennt man sonst nirgends auf der Erde. Die Erklärung hierfür ist darin zu suchen, daß das trodene Klima auf der Koloradohöhebene den Krater vor Verwitterung geschützt hat, während anderweitig die gleichen Bildungen durch den Verwitterungsprozeß zerstört wurden. Th. S.

Der türkische Halbmond eigentlich ein Hufeisen. — Wir befinden uns höchst wahrscheinlich in einem großen Irrtum, der auf einer späteren Umdeutung beruht, wenn wir das bekannte Wahrzeichen der Osmanen für eine Nachbildung der Sichel des Mondes halten. Das Panier der Nomadenhorde, die in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts am Euphrat erschien und die sich fünfzig Jahre später nach ihrem dritten Emir Osman, dem Sohne Ertogruls, Osmanen nannte, bestand in einer Stange, an der ein türkisches Hufeisen und ein Roßschweif befestigt waren. Diese Stange wurde von einem Reiter dem Zuge vorausgetragen und im Lager vor dem Zelte des Emirs aufgepflanzt; sie diente als Sammelplatz bei plötzlichem Alarm und für den Aufbruch des Zuges zum Weitermarsch.

Der Roßschweif gilt noch heute bei den Türken als Auszeichnung für einen Pascha. Ursprünglich war er das Ehrenzeichen des Häuptlings und Anführers der Truppe allein. Das Hufeisen aber — und zwar in der heute bei den Türken noch üblichen Form — versinnbildlichte auf die augenfälligste Weise das Wesen einer berittenen Nomadenhorde, deren Existenz von der Leistungsfähigkeit der Pferde abhängt. Diese beruht wiederum hauptsächlich auf der Zuverlässigkeit des Hufbeschlages, dessen Form sich natürlich ganz nach der Bodenbeschaffenheit richten muß. Sobald eine Horde die heimatische Steppe verließ und Gebirgsgebiete betrat, war sie gezwungen, einen Hufbeschlag einzuführen, der nicht bloß die Ranten, sondern auch die innere Fläche des Hufes vor Verletzungen sicherte. Diese Notwendigkeit ließ das noch heute im Orient gebräuchliche Hufeisen entstehen, das von dem bei uns üblichen sich dadurch unterscheidet, daß die Innenfläche zum größten Teil ausgefüllt ist, wodurch das Eisen eine Form erhält, die

ihm entfernte Ähnlichkeit mit einem liegenden Halbmond verleiht. Diese Ähnlichkeit hat dann später zu jener Umdeutung Veranlassung gegeben.

O. v. B.

Gute und schlechte Werke. — Auf einem Berliner Hofballe wurde der bekannte Dramatiker Rokebue von dem alten, budeligen Herzog von Braunschweig-Des ins Gespräch gezogen. Im Laufe der Unterredung fragte der Herzog den Dichter, wie es denn eigentlich käme, daß er neben so guten Werken doch auch so viele schlechte Sachen verfaßt habe.

Rokebue lächelte und entgegnete: „Wie können Hoheit verlangen, daß ich armer Mensch nichts als Gutes hervorbringen soll, da doch der liebe Gott selbst so viele Mißgeburten geschaffen hat.“

Diese Antwort war die Ursache, daß Rokebue nahegelegt wurde, sich aus Berlin zu entfernen.

R. R.

Gelogen und doch wahr. — In einer Volksversammlung zu Dublin in Irland war eine Dame in ihrem Eifer auf eine Bank gestiegen, so daß die hinter ihr sitzenden Personen die Sprechenden gar nicht sehen konnten; wiederholte Ermahnungen, daß sie doch herabkommen und sich setzen möchte, fruchteten nichts.

Da erhob sich der anwesende Dean Swift, der bekannte Satiriker, und sagte in ernstem Tone: „Ich glaube, die Dame würde gewiß nicht stehen bleiben, wenn sie wüßte, daß sie in jedem Strumpfe ein großes Loch hat.“

Das hatte sofort die gewünschte Wirkung. Die Dame war im Nu von der Bank herunter und setzte sich.

Ein junger Geistlicher, der neben Swift saß, sagte zu diesem: „Aber Herr Dean, wie konnten Sie etwas sagen, was nicht wahr ist?“

„Nicht wahr?“ antwortete Swift. „Wie wollte sie denn in ihre Strümpfe kommen, wenn sie nicht in jedem Strumpfe ein großes Loch hätte?“

C. L.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



Steckenpferd- Lilienmilch- Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, erzeugt rosiges,
jugendfrisches Aussehen, reine, weiße, sammetw.
Haut u. zart. blendend schönen Teint. à St. 50 Pfg.

Barbarossa, Konstanz. Gut bürgerl. Hotel. 100 Betten von
2-3 M. Elektr. Licht, Zentralheizg.
Offene Weine, Münchener u. Fürstenberg v. Faß. Bäder. Herren- u. D.-Friseur i. Hause.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das Buch vom gefunden und kranken Menschen.

Von **Dr. C. E. Bock**, weil. Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.
Siebzehnte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Neu
bearbeitet von Medizinalrat Dr. W. Camerer. Mit 145 Abbildungen und
6 Farbfafeln. In seinem Halbfranzband 8 Mark.

Als ein unübertroffenes Muster klarer, leichtfaßlicher und vollstümlicher
Darstellung ist Professor Bock's Buch vom gefunden und kranken Menschen
weitberühmt. In meisterhafter und umfassendster Weise wird in ihm die gesamte Heilkunde lich gemacht. Es
verschafft dem Laien die zum Verständnis aller hygienischen und medizinischen
Fragen unbedingt nötigen naturwissenschaftlichen Vorkenntnisse,
unterrichtet über den Bau des menschlichen Körpers und seine Organe,
sowie über deren Verrichtungen, erläutert die Ursachen der Krankheiten
und deren Verlauf, gibt Ratschläge für die erste Hilfe bei Unglücksfällen
und plötzlichen Erkrankungen, belehrt über eine vernünftige naturgemäße
Pflege des Körpers in gefunden und kranken Tagen und zeigt die Mittel
zur Erhaltung der Gesundheit und zur Verhütung von Krankheiten.

Anleitung zur Pflege der Zähne und des Mundes.

Nebst einem Anhang: über künstliche Zähne. Von **Dr. Wilh. Süerßen sen.**,
K. Preussischer Geheimer Hofrat und ehem. Hofzahnarzt in Berlin. Gekrönte
Preisschrift, herausgegeben vom Zentralverein deutscher Zahnärzte. Drei-
zehnte Auflage. Zeitgemäß durchgesehen und herausgegeben von Guitta v.
von Walter-Süerßen, Dr. chir. dent., Zahnarzt in Berlin. Mit vier
Einschalttafeln. Broschiert 2 Mark, elegant gebunden 2 Mark 50 Pf.

Wir dürfen diese populäre Darstellung um so mehr als sicheren Ratgeber
bezeichnen, da sie das Ergebnis der geläutertesten Ansichten und Erfahrungen
wahrer Sachverständiger und demnach frei von einseitiger Anschauung und
Auffassung ist. Bei der heutzutage immer mehr zunehmenden Verderbnis
der Zähne ist ein solch zuverlässiger Leitfaden für die Pflege und Erhaltung
derselben in den weitesten Kreisen ein großes Bedürfnis.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Illustrierte Novellen und Erzählungen.



Aus dieser beliebten Sammlung seien die nachstehenden Rabinettstücke erzählender Kleinkunst besonders empfohlen:

Fritz Döring, Der Weiberschreck. Die beiden Wolges. Illustr. v. Jof. Boukotsa. 2 Mk.

— „ — **Die Wette.** Illustriert von Ed. Cucuel. 12.—14. Tsd. 1 Mark.

Paul Heise, Der Schutzengel. Illustriert von E. Münch. 20. Tausend. 1 Mark.

Hans von Kahlenberg (Helene v. Ronbart), Die Schweizer Reise. Eine lustige und empfindsame Sommergeschichte. Illustriert von Ed. Cucuel. 8. Tausend. 3 Mark.

Hans Olden, Tannhäuser. Illustr. von E. Seemann. 16. Tausend. 1 Mark.

Anna Ritter, Margherita. Illustriert von Rich. Mahn. 13. Tausend. 1 Mark.

Hermann Schöne, Theater-Bohème. Illustr. von Rich. Mahn. 10. Tsd. 1 Mk.

Richard Skowronnek, Die Frau Leutnant. Illustr. von E. Rosenstand. 12. Tausend. 2 Mark.

Rudolph Stray, Das weiße Lamm. Illustr. von J. Doubel. 6. Tsd. 3 Mk.

— „ — **Die armen Reichen.** Illustr. von Oskar Bluhm. 8. Tsd. 3 Mark.

— „ — **Du und ich.** Die Geschichte eines armen Offiziers. Illustriert von J. von Reznicek. 18. Tausend. 2 Mark.

— „ — **Der Stern von Angora.** Illustr. von Paul Hey. 12. Tsd. 1 Mark.

— „ — **Samum.** Illustriert von Chr. Speyer. 15. Tausend. 1 Mark.

— „ — **Borbei.** Eine Geschichte aus Heidelberg. Illustr. von E. Münch. 11.—13. Tausend. 1 Mark.

— „ — **Die Hand der Fatme.** Mit 32 Illustrationen. 10. Tausend. 2 Mark.

— „ — **Wundes Wild.** 4 Erzählungen mit 27 Illustrationen. 10. Tsd. 2 Mark.

Teo von Torn, Capricen. Illustriert von J. Slavaty. 8. Tausend. 1 Mark.

Richard Voh, Neue römische Geschichten. Illustr. von Walter Caspari. 10. Tausend. 1 Mark.

— „ — **Santina und anderes Römisches.** Illustriert von Max Schlichting. 8. Tausend. 1 Mark.

Adolf Wilbrandt, Der Rosengarten. Illustriert von Paul Rietz. 10. Tausend. 1 Mark.

Sämtliche einfachen Bände sind auch elegant gebunden zum Preise von je 2 Mark (Doppelbände 3 Mark, dreifache Bände 4 Mark) erhältlich.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Paschens orthopädische Heilanstalt Dessau I (Anhalt).

Preisgekrönt auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung
Dresden 1911 mit der Silbernen Medaille.



Bei der Aufnahme.



Nach der Behandlung.

Rückgratverkrümmungen etc., selbst hoffnungslose Fälle werden mit bestem Erfolg behandelt. Ohne Operation, ohne Gipsverband, ohne andauernde Bettruhe. Zander- u. Röntgen-Institut. Schwedische u. elektrische Massage. Licht- und andere Bäder sowie alle sonstigen Kurmittel. Prospekte u. Auskunft kostenlos.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Bridge-Buch. Nach dem englischen Popular Bridge Player von **Eut Cavendish**. Übersetzt und bearbeitet von **Mrs. N. Bashford** und **Graf von Brockdorff**. Praktisch gebunden 2 Mark.



... Dieses erste deutsche Bridge-Buch wird seinen Zweck, die Kunst des Bridge-Spiels in Deutschland zu heben und dem wunderbaren Spiele neue Anhänger zu werden, sicherlich erfüllen. Die Methode des Buches ist eine ausgezeichnete. Das Bridge-Buch kann Anspruch darauf erheben, als das deutsche Standardwerk der Bridge-Wissenschaft anerkannt zu werden. (B.-Z. am Mittag.)

Illustriertes Lehrbuch des Skatspiels.

Mit allen älteren und neueren Spielarten. Von **K. Buhle**. Dritte verbesserte Auflage. Elegant gebunden 3 Mark.

Das Illustrierte Lehrbuch des Skatspiels von **K. Buhle** ist das hervorragendste und gründlichste Lehrbuch auf dem Gebiete des Skatspiels, als welches es nicht nur dem Anfänger, sondern auch dem geübteren Spieler dient. Die neue, vielfach verbesserte, dritte Auflage ist in zwei Ausgaben, und zwar in einer solchen mit deutschen und einer mit französischen Kartenbildern erschienen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 951 N

**WILSON
ANNEX**